

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch April bis Juni 2014 [*Andrea Herrmann*]
- S.14 Lovely Books
- S.14 500GRAMM – Journal für Literatur und Graphik
- S.15 Lesung von Birgit Schäfer am Donnerstag den 03.04.2014 in Ludwigsburg [*AH*]
- S.16 Lesung von Christin Norden am Donnerstag den 06.03.2014 in Ludwigsburg [*AH*]
- S.16 Blow my mind [*Alice Moustier*]
- S.18 Blumewalds Testament [*Jonis Hartmann*]
- S.19 Die Schwalben sind wieder da [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.20 Bahn nach Recklinghausen [*Bernd Wiebus*]
- S.24 Marsleben [*Karl Farr*]
- S.27 Fenster [*Angelika Schranz*]
- S.28 Uhrwerk [*Martin Kirchhoff*]
- S.29 Schlussakkord [*Nicolaus Nissen*]
- S.30 Sonntagvormittag verkatert im Bett [*Johannes Witek*]
- S.32 ZEITRÄUME [*Arno Peters*]
- S.33 Kennen Sie Buenos Aires, Herr Sternmut? [*Willi van Hengel*]
- S.34 Rezension „Möge Allah dir Flügel verleihen – Per Liegerad durch die Türkei“
von Thomas Bauer [*Andrea Herrmann*]
- S.36 Rezension „Glückseligkeiten“ von Gerd Egelhof [*Andrea Herrmann*]
- S.36 Rezension „Die Erben der Alten Zeit – Der Thul“ von Marita Sydow Hamann [*AH*]
- S.37 Rezension „Das Lächeln des Falken – Pfade der Hoffnung“ von Sabine Reiff [*AH*]
- S.38 Rezension „Seltsame Tage - Eine gefährliche Reise“ von MartinO [*AH*]
- S.39 Rezension „Keksbruch“ von Ferri Leberl [*Andrea Herrmann*]
- S.40 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

der Frühling kam mit viel Sonnenschein. Und was kann man bei glühender Hitze Besseres tun als im Halbschatten zu sitzen und zu lesen, eine Hand am Eislöffel? Darum gibt es dieses Mal ein besonders umfangreiches Lesetagebuch und viele Rezensionen.

Viel Freude beim Lesen und Schreiben!

Andrea Herrmann

Titelbild von Andrea Herrmann

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,50€ in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag) oder heruntergeladen bei www.lulu.com.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart

oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch kostenlos auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Die Nutzung eines Textes bedarf einer ausdrücklichen Genehmigung des Autors, die vorab erfolgen muss. Die Herausgeberin der Zeitschrift unterstützt gerne bei der Kontaktaufnahme zu den Autor/innen.

Lesetagebuch April bis Juni 2014

Meine Lektüre der letzten drei Monate stand unter dem Motto „Traum oder Albtraum?“ So mancher Traum gerät zum Albtraum und bei manchen Geschichten weiß man nicht so recht, wo man sie einordnen soll.

„Das Haus hat unsere Frauen vertrieben. Es muss gezähmt werden!“ verkündet Oliver Uschmanns Erzähler in dem satirischen Roman *„Wandelgermanen“*. Sein Mitbewohner Hartmut hat ein altes, baufälliges Haus auf dem Land für 8000€ bei Ebay gekauft. Leider hat er anscheinend die Beschreibung nicht richtig gelesen. Das Schnäppchen entpuppt sich als Haus des Grauens, in dem undefinierbare Dinge in uralten Einmachgläsern oder hinter Wandteppichen lauern. Ihre beiden Frauen quartieren sich entsetzt in einem Hotel ein, während die beiden Männer im Garten campieren und das Haus vollständig entkernen. Bis endlich Leuchtenberg erscheint, der sehnsüchtig erwartete Restaurateur. Ja, Leuchtenberg existiert! Allen anders lautenden Gerüchten zum Trotz. Das Landleben hat so seine Eigenheiten. Menschen verharren tagelang an der Bushaltestelle, weil sie nicht wissen, dass man den Bus rufen muss, damit er kommt. Auch der Baumarkt ist ein Universum für sich. „Nur als Experte kann man im Baumarkt ungestört einkaufen.“ Als Nichtexperte wird man schnell umringt von hilfsbereiten Menschen mit widersprüchlichen Ratschlägen. Die neuen Nachbarn haben sich in eigenwilligen Vereinen gruppiert. Da ihre Hilfe beim Renovieren dringend willkommen ist, bleibt unseren beiden Helden nichts anderes übrig als Mitglied zu werden bei der Wehrsportgruppe und den Wandelgermanen. Ja, die Wandelgermanen. Sie wandern nicht, sondern erkunden die Natur barfuß und abseits der Wege. Immer wieder im Verlauf der Handlung muss der Erzähler verwundert Bilanz ziehen wie

hier: „Ich sitze am Samstagabend im Dachgeschoss eines Mannes, der den Wandelgermanen vorsteht, in Versen spricht, Met trinkt und das Ragnarök an die Wand gemalt hat, rauche ein Unterholz-Pilz-Gemisch aus dem Wald...“ oder: „Ich muss verrückt sein. Es ist Samstagnacht und ich entkleide mich schwer bewaffnet hinter der Mauer eines gutbürgerlichen Restaurants, um einem Soldaten einer paramilitärischen Einheit, deren Mitglied ich bin, die Chance auf eine Liebeserklärung in Zivilkleidung zu geben, während meine eigene Frau mit meinem Glas Wein auf mich wartet, weil ich offiziell nur schnell zur Toilette gehe.“ Doch das deutsche Hinterland bleibt nicht so idyllisch. Nach einem Missverständnis muss unser Erzähler feststellen: „Deutschland ist komplett bewaffnet.“ Es wird scharf geschossen, die Presse eingeschaltet, und es kommt zu diplomatischen Verwicklungen. Der Erzähler gerät immer mehr auf kriminelle Abwege, z.B. als er nächtens ins Rathaus einbricht. Außer den gesuchten Informationen findet er auch andere dunkle Geheimnisse der Verwaltung heraus. Irgendwann bleibt nur noch eine einzige Schlussfolgerung: Wir müssen hier weg! Zum Glück taucht im richtigen Moment ein Käufer für das inzwischen renovierte Haus auf und so sind unsere vier Helden nicht nur um einige Erfahrungen reicher, als sie das Landleben aufgeben. Um sicher zu gehen, muss Hartmut noch vor Abreise öffentlich an der Bushaltestelle schwören: „Hiermit gelobe ich, nie wieder ein Haus auf Ebay zu kaufen.“

„Lehrerzimmer“ von Markus Orths beschreibt die ersten vier Tage eines Junglehrers an einer Göppinger Schule: Es beginnt mit der Begrüßung vor dem gesamten Lehrerkollegium, bei der sich der Schuldirektor Höllinger dafür entschuldigt, dass die Qualität der zugewiesenen

Junglehrer immer schlechter würde. Höllinger fordert den jungen Kranich dazu auf, zu lügen und ihm möglichst bald die Schlüsselbünde nachlässiger Kollegen zu besorgen. Diese Diebstahlaktion dient der Sicherheit der Schule, und Kranich muss mitspielen, weil ihm andernfalls der Jobverlust droht. Zwar hat er fast alle Aushänge und Archive innerhalb kurzer Zeit auswendig gelernt, nicht jedoch die Vornoten aller seiner Schüler/innen. Dies muss er nun eiligst nachholen. Gleichzeitig werden weitere Anforderungen an ihn gestellt, und Fehler bleiben nicht aus. So erscheint er nach einer mit Kollegen durchzechten Nacht – konspirative Sitzung! – in einem dunklen Oberteil und zerstört so die farbliche Harmonie des Gruppenfotos der Lehrerschaft. Innerhalb von vier Tagen ist er vollständig fix und fertig. Als ein mysteriöser Unbekannter ihm eine neue Identität und einen neuen Job an einem Frankfurter Gymnasium anbietet, nutzt er die Chance zu einer spektakulären Flucht. Vorher haut er aber nochmal richtig auf die Kacke und zeigt Höllinger, was er von ihm hält.

„*Kennen wir uns nicht?*“ von Sophie Kinsella beschreibt einen Traum und Albtraum zugleich: Die Heldin Alexia ist in ihrem Leben zwei Mal auf den Kopf gefallen. Und hat alles vergessen, was zwischen beiden Stürzen geschah. Zwar nicht den schlimmsten Abend ihres Lebens, aber den Tag danach, an dem sie beschloss, ihr Schicksal grundlegend zu ändern. Nun, drei Jahre später, hat sie alle ihre Ziele erreicht: Ihr blendend aussehender, superreicher Ehemann liebt sie, sie selbst leitet inzwischen die Teppichbodenabteilung, in der sie früher nur Hilfskraft war, und sie lebt in einem wahnwitzig eleganten Penthouse voller Designerkleidung, Make-up und Luxus. Obwohl sie nun plötzlich 28 ist, also richtig alt, sieht sie verboten gut aus. Da hat wohl die plastische Chirurgie nachgeholfen. Aber der Erfolg hat auch seine Schattenseiten: Die ehemaligen Kolleginnen-Freundinnen nennen sie nur

noch „Boss Bitch“, ein Kollege lauert schadenfroh auf ihren Sturz, und sie ist plötzlich verantwortlich dafür zu verhindern, dass ihre Abteilung geschlossen wird und ihre Mitarbeiterinnen arbeitslos werden. Doch während sie kämpft, kann sie sich nicht erinnern, insbesondere auch nicht an ein wichtiges, alles rettendes Projekt, das sie heimlich ausgebrütet und nur ihrem engsten Freund anvertraut hat. Doch ist er wirklich ihr bester Freund und Geliebter? Kann sie diesem fremden Mann vertrauen? Wie so oft im Roman heißt die Lösung aller Probleme: Liebe, Freundschaft, Loyalität. Die Geschichte liest sich locker und unterhaltsam und ist nicht ganz so flach wie sie sich anhört. Sophie Kinsella meidet so weit möglich Klischees und erschafft Personen, die weder ganz gut noch ganz böse sind. So wie wir alle.

„*Menschen im Hotel*“ von Vicki Baum beschreibt die Schicksale von fünf Menschen, die ein paar Tage im selben Grand Hotel in Berlin wohnen. Sie betreten es durch die Drehtür und verlassen sie anders wieder als sie gekommen sind. Der eine, jung und gesund, stirbt hier und der, der herkam um zu sterben, bricht mit seiner neuen Geliebten auf, um noch ein paar letzte Tage lang richtig zu leben. Und wer weiß? Vielleicht wird die Liebe ihn ja retten? Misserfolge und Erfolge, Hoffnungen und Verzweiflung, große Liebe und Selbstmordgedanken erleben die Tänzerin Kosinskaja, der todkranke Buchhalter Kringelein und sein Chef, die hübsche Sekretärin, der zynische Arzt und der junge Baron. Die Handlung selbst ist nichts Besonderes, doch die sachten Charakterbilder, die Erzählstimme Vicki Baums holt den Leser mitten hinein in die Hotelzimmer und die Lobby. Dieser Ort ist bevölkert von mitfühlenden Menschen und von Menschen, mit denen man mitfühlt. Wunderbar fand ich diese Formulierung: „das wunderbare, tiefe Vertrauen des ersten gemeinsamen Schlafes“. So erging es den frisch Verliebten. Seufz!

„*Dancer in the Dark*“ handelt von Träumen. Selma erblindet allmählich an einer Erbkrankheit. Auch ihrem Sohn droht dasselbe Schicksal. Darum ist sie in die USA eingewandert und arbeitet Tag und Nacht, um das Geld zu sparen für seine Operation. Für sie ist es zu spät. Sie wird dieses Jahr noch ihr Augenlicht verlieren. Ihre Freundin Kathy hilft ihr bei der Arbeit in der Fabrik, damit ihre Behinderung nicht auffällt. Beide Freundinnen stehen auch in der Musical-Probe gemeinsam auf der Bühne, singen und tanzen. Schließlich macht Selma jedoch zu viele Fehler und verliert den Verdienst. Genau an diesem Tag stellt sie fest, dass ihre ganzen Ersparnisse gestohlen wurden. Sie weiß sofort, wer es war: Ihr Nachbar Bill hatte ihr anvertraut, dass er sein Erbe aufgebraucht hat und trotzdem seiner Frau keinen Wunsch abschlagen kann. Nun kann er die Hypothek für sein Haus nicht mehr bezahlen und es soll ihm genommen werden. Selma versprach, niemandem je davon zu erzählen. Er bat sie um ihre Ersparnisse. Seine Frau wolle neue Sofas. Selma sollte ihm ihre Ersparnisse für einen Monat leihen. Sie sagte „nein“. Er drohte, sich umzubringen, doch Selma blieb hart – für ihren Sohn. Darum stahl Bill sich das Geld heimlich. Sie geht nun hinüber in das Haus der Nachbarn und nimmt es sich zurück. Doch Bill legt seine Waffe auf sie an und droht, sie zu erschießen. Als sie ihm nicht glaubt, kommt es zum Handgemenge um die Geldtasche. Dabei löst sich ein Schuss und Bill wird ins Bein getroffen. Selma hat die Pistole, Bill das Geld. Er verlangt, sie solle ihn erschießen. Das hatte er sich für den Fall vorgenommen, wenn er das Haus verliert. Selma will unbedingt das Geld zurück und ihr bleibt nichts anderes übrig als ihn zu töten, denn er hält ihr Geld fest umklammert. Sie flieht, bezahlt die Operation für ihren Sohn und lässt sich dann bei ihrer Musical-Probe verhaften. Bis zuletzt bewahrt sie treu Bills Geheimnis. Am Ende steht Selma vor der Wahl, ob ihr Geld für die Operation ihres Sohnes ausgegeben werden soll oder für

ihren Verteidiger, der sie vor der Todesstrafe retten könnte.

Das Besondere an diesem Film ist das Motiv von Hören und Sehen. Es gibt ihn auch in einer Blinden-Version. Er besteht aus zwei Arten von Szenen: Die Filmhandlung selbst hat die Qualität eines Amateurfilms, verwackelt und mit Atemgeräuschen. Dazwischen schieben sich immer wieder bunte, professionell gedrehte Musical-Szenen, in denen getanzt, gesungen und gestept wird: Selmas Flucht aus der dunkler werdenden Wirklichkeit. Der Schluss ist nichts für schwache Nerven. Taschentücher bereit halten!

„*Der Zauber ist nicht verkäuflich*“ ist der Titel eines Hörbuchs von Doris Lessing, das drei Erzählungen umfasst, deren eine eben diesen Titel trägt. Alle drei spielen in Afrika. In dem Afrika der weißen Farmer, wie wir es auch aus „*Jenseits von Afrika*“ kennen: eine Welt harter Arbeit, großer Möglichkeiten, aber auch der Gefahr, dass die ganze harte Arbeit umsonst sein kann. Eine Welt, wo man wegen der Weite des Landes und der Entfernungen zwischen den Menschen sehr, sehr einsam sein kann. Wo man auf Großwildjagd geht, um sich selbst zu finden. Wo Schwarz und Weiß sich sehr nahe kommen bei der täglichen gemeinsamen Arbeit und jeder von jedem lernt. Beispielsweise die Geheimnisse („Zauber“) der Heilpflanzen, mit dem der schwarze Angestellte das Augenlicht des kleinen Jungen rettet, nachdem ihm eine Schlange ins Gesicht gespuckt hatte. In der zweiten Geschichte geht es um einen ewigen Junggesellen, der sich als Gefährtin immer wieder eine andere junge Schwarze nimmt, bis es zu einem schweren Zerwürfnis mit seinem besten Arbeiter kommt, den er seit Kindheitstagen kennt. Und um den Farmer, der seine Familie kaum ernähren kann, und sich doch um die Familie seines fruchtbaren Vorarbeiters kümmert. Sanft erzählt Doris Lessing von Gefühlen, Schwächen und Beziehungen zwischen den Menschen. Keiner will hier

einem anderen etwas Böses, und doch ist und bleibt das Leben hart.

Vor Jack Londons „*Michael, der Bruder Jerrys*“ hatte ich mich ein wenig gefürchtet, siehe vorige Veilchen-Ausgabe. Glücklicherweise ging es in diesem Roman nicht wieder so intensiv um Evolution, Überlebenskampf und reines Blut. Hier lautet das Thema „Tierdressur“. Jack London war ein überzeugter, mitfühlender Gegner der Tierdressur, seitdem er hinter die Kulissen geblickt hatte. Was er – nebenbei bemerkt – stets gerne tat. Die lustigen Späße auf der Bühne entstehen nämlich durch Quälerei, obwohl Tiere auch viele Künste im freundschaftlichen Spiel erlernen können. Michael erlebt beides: Zunächst wird er von dem Schiffssteward Dag Daughy trainiert und zeigt dabei außergewöhnliche Klugheit. Er kann verschiedenste Befehle befolgen, bis auf fünf zählen und fünf Lieder singen. Und das alles, um seinem Herrchen eine Freude zu bereiten. Das gemeinsame Musizieren entspricht sogar der wölfischen Natur und erfüllt seine Sehnsucht nach gemeinsamem Anheulen des Mondes. Jack London erlaubt sich auch in diesem Buch weit gehende Spekulationen darüber, wie ein Hund die Welt sieht und wie er denkt. Leider kann er es nicht unterlassen, auch hier von „Vollbluthunden“ zu faseln und zu behaupten, Rassehunde hätten mehr Stolz und seien stärker als Mischlinge, die er „Bastarde“ nennt. Rassehunde sind mutig und sterben lieber als sich zu unterwerfen. Mischlinge dagegen reagieren angeblich auf Schläge mit Unterwürfigkeit und Gehorsam. Ein schrecklich vereinfachtes Weltbild! Michael jedenfalls ist ein reiner Terrier und nur durch Freundlichkeit und Spiel zu lehren. Die Peitsche der professionellen Dresseure erreicht bei ihm nichts. Trotzdem wird er dank seiner früh erlernten Kunststücke ein Star der Bühne, bis schließlich ein glücklicher Zufall ihn zu seinem Bruder Jerry zurückführt.

Jack London gesteht Hunden eine Seele zu, „als werdenden Geist, Identität,

Persönlichkeit oder Bewusstsein“: „Weder Liebe noch Kummer, weder Freude noch Stolz, Selbstbewusstsein oder Humor waren ihm fremd. Drei der wichtigsten Attribute der menschlichen Seele: Erinnerung, Wille und Verstand; und Erinnerung, Wille und Verstand besaß Michael. Ganz wie ein Mensch stand er mit Hilfe seiner fünf Sinne mit der umgebenden Welt in Berührung. Wie bei einem Mensch bestand das Ergebnis dieser Berührung auch für ihn aus Sinneseindrücken. Und wie bei einem Menschen stiegen diese Sinneseindrücke auch bei ihm zuweilen zu Seeleneindrücken. Ferner vermochte er wie ein menschliches Wesen zu urteilen, und solche Urteile entwickelten sich in seinem Kopfe zu Begriffen. Oh, vielleicht nicht zu Begriffen, die so umfassend, tief und dunkel wie die eines menschlichen Wesens waren, aber doch zu Begriffen.“

Noch eine zweite Geschichte ist hier mit der Lebens- und Leidensgeschichte des Hundes Jerry verknüpft, nämlich die von Charles Stough Greenleaf, einem alten Haudegen der Seefahrt, der zu seinem Glück Geschichten von einem Goldschatz „einen Faden unter dem Sand“ zu erzählen weiß. So findet er immer wieder Gönner, die mit ihm auf Schatzsuche fahren. Dag Daughy sagt eines Tages zu ihm: „Die einen spielen das Spiel, und die anderen sehen zu und bewundern es. Und ich bin sicher, dass in diesen Tagen manch schönes Spiel vorbereitet wird. Je mehr ich zusehe, desto mehr bewundere ich es.“ Und tatsächlich ist die Goldsuche nur eine Masche, die dem alten, invaliden Seemann seinen Lebensunterhalt sichert. Nach Jack Londons Meinung werden geldgierige Menschen mit gutem Recht betrogen. Greenleaf erzählt über das Seemannsasyl (=Altenheim): „Im Asyl ist man vom Leben ausgeschlossen. Da gibt es keine Achtung, nein – weder vor dem Alter noch vor Menschenleben überhaupt. Wie soll ich es ausdrücken? Man ist nicht tot, aber man ist auch nicht lebendig. Man ist ein Etwas, das einmal lebendig war und im Begriff ist, zu sterben. Aussätzige

behandelt man so. Irrsinnige auch. Als ich jung und auf See war, wurde ein Kamerad, ein Leutnant, verrückt. Zuweilen war er tobsüchtig, und wir kämpften mit ihm, verdrehten ihm die Arme, quetschten seinen ganzen Körper und fesselten ihn, dass er sich nicht rühren konnte, während wir uns verschnauften und ihn baten, sich und dem Schiff nichts zu tun. Und dieser Mann, der immer noch lebte, war für uns tot. Können Sie das nicht verstehen? Er war nicht mehr einer von uns, nicht mehr wie wir. Er war etwas anderes. Und ebenso sind wir im Asyl, wir sind noch nicht begraben – wir sind etwas anderes.“ Zwischen den beiden Männern entwickelt sich eine Freundschaft, die auch schweren Belastungen standhält. Leider verlieren sie jedoch Michael aus den Augen und können ihn am Ende nicht mitnehmen bei ihrer Flucht zurück zur See.

Michael jedoch wird wie gesagt errettet und kann mit seinem Bruder Jerry auf einer Farm leben. Er wird aber nie wieder so fröhlich, lebhaft und zutraulich wie einst. Sein Herrchen beobachtet: „Er erinnert mich immer an einen der Überlebenden von Leutnant Greenleys Expedition, den ich einmal gekannt habe. Er war ein geworbener Soldat und einer der wenigen Überlebenden. Er hatte so viel durchgemacht, dass er genauso still und schweigsam wie Michael war. Er langweilte die meisten Menschen, die ihn nicht verstehen konnten. In Wirklichkeit war es selbstverständlich umgekehrt. Sie langweilten ihn. Sie kannten so wenig vom Leben, dass er im voraus wusste, was sie zu sagen hatten. Und man konnte kaum ein Wort aus ihm herausbringen. Nicht dass er das Reden vergessen hatte, er sah nur nicht ein, warum er reden sollte, wenn ihn doch keiner verstehen wollte. Er war tatsächlich unter allzu bitteren und schmerzlichen Erfahrungen erstarrt. Aber man brauchte nur ihn und seine erstaunliche Ruhe anzusehen, um zu fühlen, dass er durch tausend heiße und kalte Höllen geschritten war. Seine Augen hatten denselben ruhigen Blick wie die Michaels, und sie waren ebenso klug.“

Mal wieder habe ich ein Buch aus Kindertagen neu erlebt: „*Mary Poppins*“. Hm. Ja, die Abenteuer, die Jane und Michael mit ihrem neuen Kindermädchen erleben, sind außergewöhnlich und phantasievoll. Mary Poppins kann fliegen, mit Hunden und anderen Tieren sprechen. Kein anderes Kindermädchen könnte die Tage und Nächte aufregender gestalten. Aber... Leider kann ich diese Frau nun gar nicht mehr leiden. Ich glaube auch, dass ich damals ein wenig die Lust an dem Buch verloren haben muss, denn ich erinnerte mich an einzelne Sätze des Buchanfangs fast noch wörtlich, an spätere Teile gar nicht mehr. Mary Poppins ist eitel, arrogant, humorlos und oft schlecht gelaunt. Sie lässt ihre Launen an den Kindern aus. Und wenn sie über ihre Abenteuer sprechen wollen, wirft Mary Poppins ihnen „zu viel Phantasie“ vor. Also Lügner? Mary Poppins hat einen vermutlich anständig bezahlten Job und lässt sich doch vom armen Streichholzmann zum Kaffee einladen. Als er gerade kein Geld hat, kommt sie nicht im Entferntesten auf die Idee, zur Abwechslung mal ihn einzuladen. Das Buch enthält auch einige logische Ungereimtheiten. So wird anfangs erwähnt, Mary Poppins habe nur ein einziges Paar Schuhe, das sie selbst putzt. Das freut nämlich den faulen Hausdiener. Und trotzdem trägt sie an ihrem freien Tag ihre Sonntagschuhe. Also hat sie doch zweit Paar, nämlich Sonntags- und Alltagsschuhe? Ganz und gar nicht in Ordnung finde ich, dass Mary Poppins und ihre Freundinnen die Kinder Jane und Michael bestehlen und ihnen ihre gesammelten Goldsterne wegnehmen. Ja, sie tun das, um sie an den Himmel zu hängen. Aber trotzdem sind es deren Sterne! Ich bin jetzt auch nicht mehr sicher, ob ich jemals an diesem Buch Freude hatte oder ob mir nur gesagt wurde, ich müsse es toll finden. Es fing so vielversprechend an mit dieser Mary Poppins und ihrer wundersamen Tasche und der wandelbaren Medizin, aber ich

kann ehrlich gesagt auf diese Person verzichten. Ich kann selber mit Hunden sprechen! Und geflogen bin ich auch schon! Dafür reicht meine eigene Phantasie. Außerdem brauche ich keine Freunde, die ohne Abschied und Traurigkeit davon fliegen, sobald der Wind sich dreht!

„*Es ist nicht leicht, ein Gott zu sein*“ ist ein Klassiker der russischen Science Fiction Literatur, der 1989 in einer deutsch-russischen Co-Produktion auf Jalta und in der Wüste aufwändig verfilmt wurde. Die Menschen der Zukunft haben einen Planeten entdeckt, auf dem Menschen leben, allerdings in einem sehr primitiven Zustand. Immer wieder schicken sie Beobachter hinunter auf diesen Planeten, um diese Kultur zu erforschen, ohne sie zu verändern. Allerdings fällt es einem mitfühlenden Menschen schwer, Abstand zu wahren. Und das führt zu gewissen Problemen... Ich habe auch das Making-of dazu gesehen. Haha, und ich dachte, der Matsch und die glitschigen Kulissen seien

jeden schösse, der mich kritisiert – Weimar hätte bald keine Drucker mehr.“ Der Autor verwendet treffsicher alte Begriffe wie „zuvörderst“ und „wohlfeil“ und betont so das romantische Lokalkolorit. Die Ereignisse dieses Romans sind dann angeblich in Schillers Theaterstück „Demetrius“ eingeflossen, das leider unvollendet blieb. In diesem Roman fehlt wegen Sabotage außer dem Schluss je die untere Hälfte jeder Seite. Zwischendurch gibt es auch Anspielungen auf die neuere Literatur, beispielsweise als Bettina ihre Gegnerin fragt: „Was ist das?“ „Ein Messer!“ „Nein, das hier ist ein Messer!“ Bettina gewinnt den Zweikampf, wie stets. Zu Recht lobt man die tapfere Amazone. Wer in der Gruppe zum Verräter wird und wer von den skrupellosen Gegnern ermordet wird, das verrate ich natürlich nicht. Am Ende schließt sich der Kreis und die Geschichte endet, wie sie begann, nämlich bei einem gemeinsamen Besäufnis.

Das Kinderbuch „*Le château de Pictordu*“, also das Schloss von der verdrehten Felsnadel, schrieb von George Sand für ihre Enkelin. Trotzdem bezaubert es auch Erwachsene. Vor zwanzig Jahren las ich es das erste Mal und mich beeindruckte damals schon die Magie dieses Schlosses, das noch im Zerfall die künstlerischen und 79 a gie

Erholung für die Kunst arbeitet. Auch muss die Künstlerin sich nicht entscheiden zwischen der Pflicht (des Geldverdienens) und dem edlen Streben. Beide gehen Hand in Hand und helfen einander. Habe keine Furcht, dass die überwundene Wut oder die erlittenen Schmerzen Feinde des Talents sein könnten. Nein, sie erschöpfen das Talent nicht, sondern stimulieren es. Wenn der Künstler tapfer leidet, dann wächst sein Talent. Die Gesundheit des Denkens entsteht nicht aus der Schonung, sondern aus dem Überwinden. Die Geister und Feen halten sich an diejenigen, die geben und verzeihen, sie zeigen sich nur den Augen derer, die groß sind durch Begeisterung und Engagement. Nicht jedoch denen, die von sich selbst verzaubert sind. Schön, danke, George!

„Was für eine Räuberhöhle!“ kommentiert Lucien in „*Verlorene Illusionen*“ von Honoré de Balzac, als er in die Geheimnisse des Pariser Literaturbetriebs eingeführt wird. Der junge Dichter und Apothekersohn wird von seiner adligen Gönnerin nach Paris mitgenommen, dort allerdings schon bald fallen gelassen. Mit Hilfe der Ersparnisse seiner hart arbeitenden Familie und dank neuer Freunde schlägt er sich durch. Allerdings begeht er den Fehler, mehrmals die Seiten zu wechseln, zuletzt von den Liberalen zu den Royalisten, um endlich den Adelstitel seiner Mutter wieder tragen zu dürfen. Trotz ihrem schleimigen „Wie oft opfert man zum Schein seinen besten Freund, um ihm besser dienen zu können?“ hat seine alte Gönnerin ihn jedoch wiederum verraten.

Auf seinem Weg hoch zu schnellem Ruhm und hinunter zu baldigem Untergang lernt Lucien und mit ihm der Leser die ganze schmutzige Welt des Literaturgeschäfts kennen, ebenso wie des Theaters. Zwar hat Lucien viel Talent, verbringt jedoch seine Zeit schließlich mehr mit Kontaktpflege und dem Schreiben getürkter Buchbesprechungen als mit der eigenen Literatur. Verleger lesen hier nicht die Romane, die sie veröffentlichen.

Literaturkritiker leben von den Bestechungsgeldern der Verleger oder schreiben das, was strategisch gerade richtig und wichtig ist. Die Hauptbotschaft des Romans steckt wohl in diesem Satz: „Die Intrige ist dem Talent überlegen“. Herausgeschrieben habe ich mir auch folgende Zitate über die Kunst: „Genie ist Geduld.“ – „Was ist Kunst? Nichts anderes als konzentrierte Natur.“ – „Doch, Sie haben das Zeug zum Dichter. Doch bis Sie sich durchgesetzt haben, bleibt Ihnen sechs Mal Zeit, Hungers zu sterben.“ Und dieser Dialog:

„Man wird kein großer Mann, ohne sich einzusetzen. Die Gesellschaft stößt die unvollkommenen Talente zurück, ganz wie die Natur die Schwachen aussondert. Wer sich über die Menschen erheben will, muss zum Kampf gerüstet sein. Sie tragen das Zeichen des Genies auf Ihrer Stirn. Aber wenn Sie nicht willens sind, vor keiner Schwierigkeit zurückzuweichen, dann sollten Sie schon heute verzichten.“

„Sie sind also auf harte Prüfungen gefasst?“

„Auf Prüfungen aller Art! Auf Verleumdung, Verrat, Ungerechtigkeit, auf Schamlosigkeit, auf List – auf betrügerische Verleger also auch. Was bedeutet da eine erste Enttäuschung, wenn Ihr Werk gut ist?“

Balzac lebte von 1799 bis 1850. Mich erstaunte, wie modern die Dialoge und Gedanken doch wirken. Man könnte sie auch heute noch so zu hören bekommen.

Ich las über Balzac, dass er eine literarische Welt erschuf, in der dieselben Personen immer wieder neu in verschiedenen Romanen auftreten. Dieses Spiel liebe ich sehr, gerade als Leserin, denn es ist als würde man gute alte Bekannte nach längerer Zeit wiedersehen. Diana Gabaldon macht das auch und es bereitet mir immer wieder Freude, mit Claire oder Lord John auf Reisen zu gehen. Ich beschloss daher, auch in der Folge erneut zu Balzac zu greifen.

„*Glanz und Elend der Kurtisanen*“ von Balzac ist der Folgeband zu „*Verlorene*“

Illusionen“. Ich las ihn mit gemischten Gefühlen. Einerseits freute ich mich, Lucien wiederzutreffen. Ich hoffte, die Erfahrungen mit List und Betrug hätten ihn geläutert. Von wegen! Nach dem Tod seiner Freundin Coralie und dem Verlust von allem anderen, trieb es ihn an die Seine, um dort Selbstmord zu begehen. Dort begegnet er einem Fremden, der ihm verspricht, ihm alles zurück zu verschaffen. Und so geht Lucien ein Bündnis mit dem Teufel ein. Er hätte doch wissen müssen, dass es nichts geschenkt gibt! Der Preis, den er bezahlt, wird hoch sein. In der gesamten Geschichte ist Lucien nur passiv. Er erhält große Summen Geldes, kehrt wieder in den besten Kreisen, insbesondere nachdem es ihm doch noch gelungen ist, den adligen Namen Rupembré seiner Mutter annehmen zu dürfen und das Schloss seiner Vorfahren zu kaufen. Er hat eine Geliebte, Esther, die ehemalige Kurtisane, die ihn liebt und bereit ist, alles für ihn zu tun. Und das muss sie auch.

Der große Handelnde der Geschichte ist ein spanischer Priester namens Herrera, der in Wirklichkeit der Verbrecher Jacques Collin ist. Dieser lenkt und steuert die Geschichte von Esther und Lucien, sowie deren Opfer. Lucien soll die alte Jungfer Clotilde de Grandlieu heiraten, flach wie ein Bügelbrett, dünn wie eine Bohnenstange (diese Vergleiche waren damals schon in Gebrauch!) und vor allem Mitglied einer hoch angesehenen Familie. Esther dagegen wird auf den Bankier von Nucingen angesetzt, dem sie nach und nach eine Million abluchsen soll, damit Lucien reich genug wird, um Clotilde heiraten zu dürfen. Der liebesdurstige Greis bezahlt alles. Doch die Geschichte geht böse aus. Nicht jeder hat das Zeug zum skrupellosen Bösewicht, so wie Collin.

Während uns im Vorgängerband der Literaturbetrieb in Paris erklärt wurde, lernen wir hier das Justizsystem im Frankreich des 19. Jahrhunderts kennen. Manches hat sich seither nicht geändert. Beispielsweise als ein junges Mädchen

gegen einen Verbrecher vor Gericht aussagt. Der Mann droht, dass wenn er nach zehn Jahren entlassen werde, dieses Mädchen sterben solle. „Der Gerichtspräsident versuchte sehr wohl, P.S. zu beruhigen, und sicherte ihr den Beistand der Justiz zu [...]. Die Justiz ist eine Verstandesfiktion, die von einer unaufhörlich erneuerten Personengruppe vertreten wird, deren gute Absichten und Erinnerungen wie diese selbst äußerst oft wechseln. Staatsanwaltschaft und Gerichte können keinem Verbrechen vorbeugen; sie sind eingesetzt, um sie als vollendete Tatsachen entgegen zu nehmen.“ Was bleibt dem Mädchen anderes übrig als die Flucht, anrühige Berufe und schließlich der Bund mit einem Verbrecher, der sie vor dem Mörder beschützen wird?

Aber auch in der anständigen Gesellschaft geht es nicht besser zu: „Man kann nicht zur gleichen Zeit mehreren Häusern ergeben sein“, sagte ihm sein vertrauter Ratgeber. „Wer überall hinläuft, findet nirgends lebhaftes Interesse. Die Großen schützen nur die, welche mit ihren Möbeln rivalisieren, diejenigen, welche sie alle Tage sehen und die sich darauf verstehen, ihnen so unentbehrlich zu werden wie der Diwan, auf den man sich setzt.“

Es machte mir wenig Freude, diese unmoralischen Intrigen à la Shakespeare und Maupassant zu lesen. Ich wollte am liebsten ins Buch springen und rufen: „Glaub ihnen kein Wort! Die verarschen dich nur!“ Und Lucien ist der rückgratloseste Mensch auf diesem Planeten. Blöder Heini! Im vorigen Band habe ich ihm seine Fehler noch verziehen, weil er jung und neu in Paris war. Aber was er jetzt tat, ging mir zu weit! Genau genommen tat er nur wenig, doch seine Passivität ist schändlich.

Balzac's Roman „*Vater Goriot*“ spielt 1819 in Paris. Ob vor oder nach den Ereignissen der beiden anderen Romane, bleibt unklar. Jedenfalls begegnen wir bekannten Personen wieder. Der Verbrecher Jacques Collin ist – noch oder wieder – frei und lebt unter einem neuen Namen in der Stadt.

Zunächst glaubte ich, darum müsse dieser Roman vor den anderen beiden spielen, denn in „Glanz und Elend der Kurtisanen“ wurde er doch verhaftet und verurteilt. Doch auch in diesem Roman – ich nehme es vorweg – wird man ihn am Ende überführen und verhaften. Er macht seinem Spitznamen „Todtäuscher“ alle Ehre und scheint mal wieder aus dem Gefängnis entkommen zu sein. Auch hier nimmt er einen jungen ehrgeizigen Mann vom Lande unter seine Fittiche, um ihn zu fördern und zuletzt seine 20 Prozent Anteil an dessen Gewinn zu erhalten. Die Intrige ist ganz einfach: Ein Bekannter, der ihm noch etwas schuldet, soll den einzigen Sohn eines Millionärs im Duell töten. Damit dieser weiterhin einen Erben hat, wird ihn das zwingen, seine verstoßene Tochter wieder als seine anzuerkennen, die wiederum in den Studenten Eugen innig verliebt ist. Die Mitgift beträgt eine Million, 20% davon machen 200.000 Francs für Collin. Eugen sträubt sich, zumal ihm doch auf schönerem Wege gesellschaftlicher Erfolg und Reichtum winken: in der Liebe zu der Baronin von Nucingen. Deren Ehemann kennen wir schon aus „Glanz und Elend der Kurtisanen“, wo er sich eine teure Geliebte nahm. In diesem Buch ist sie dran. „Auf mein Wort“, sagte Eugen, als er zu Bett ging, „ich glaube, ich werde mein Leben lang ehrlich bleiben. Es ist schon ganz schön, den Eingebungen seines Gewissens zu folgen.“ Nun, das ist irgendwie relativ, wenn diese Ehrlichkeit darin besteht, gesellschaftlichen Erfolg durch eine Affäre mit einer verheirateten Frau zu erreichen. Im damaligen Paris schien das jedoch in Ordnung zu sein, selbst die Ehemänner hatten (laut Balzac) nichts dagegen. Die Geschichte nimmt den ungünstigsten möglichen Verlauf. In einem Moment, wo Eugen sich von der Baronin zurück gewiesen fühlt, geht er auf Collins Vorschlag ein. Wenig später erfährt er, die Baronin sei damit beschäftigt gewesen, für ihn eine repräsentable Wohnung einzurichten. Eugen will den Millionär warnen, den Mord verhindern, wird aber

selbst aufgehalten, und das Duell findet statt. Eugen verzichtet dennoch auf die reiche Erbin und entscheidet sich für die Liebe. Nur leider – nachdem sich das Feuer der Leidenschaft entzündet hat – stellt sich heraus, dass der Ehemann der Baronin ihre Mitgift nicht zur Verfügung stellen kann, weil er sie riskant investiert hat. Eugen geht also finanziell gesehen leer aus, und auch menschlich enttäuscht ihn seine Geliebte gleich in den ersten Tagen. Die ganze Geschichte kreist nämlich um die Pension Vauquer „zwischen Quartier Latin und St. Marceau“, dem „hässlichsten Stadtteil“ von Paris, und um „Vater Goriot“, einen pensionierten Fadennudelfabrikanten, der hier in einem der billigsten Zimmer wohnt und von seinen Mitbewohnern verhöhnt wird. Nur Eugen Rastignac ist freundlich zu ihm. Es stellt sich nun heraus, dass Vater Goriot zwei schöne Töchter hat, die sich gut verheiratet haben, die eine adlig als Gräfin Restaud und die andere in den Geldadel, den Bankier Baron von Nucingen. Trotz ihrer reichen Heirat betteln sie beständig ihren armen Vater an, der alles verkauft, was ihm noch geblieben ist, um sie glücklich zu machen. Zuletzt stirbt er völlig verarmt. Sein Mitbewohner Eugen muss sich zuletzt selbst verschulden, um den Arzt und das Begräbnis zu bezahlen. Die beiden Töchter erscheinen nicht am Totenbett ihres Vaters. So hat also Eugen auf die reiche, verliebte Erbin verzichtet, um eine herzlose, verarmte Geliebte zu gewinnen. Seine adlige Cousine, seine wichtigste Gönnerin in Paris, zieht aufs Land. Alle hochfliegenden Hoffnungen sind verloren, die Ersparnisse seiner Familie verbraucht und das Studium vernachlässigt. Mal wieder geht eine Balzac-Geschichte böse aus, um aufzuzeigen, wohin einen Hoffnungen und Verlockungen führen können. Wie die vorigen beiden Romane beleuchtet auch dieser ein spezielles Thema von mehreren Seiten. Hier ist es das Geld. Wie kommt man zu Geld und wie verliert man es wieder? Wie wird mit Mitgiften, Erbschaften und Ersparnissen spekuliert?

Da werden zwischenmenschliche Beziehungen nach der Größe des Geldbeutels gewertet, Liebe in Geld umgemünzt und Ersparnisse freudig geopfert, um die teuren Launen einer Tochter oder eines Bruders zu finanzieren. Um in der Gesellschaft mithalten zu können, braucht man einen exquisiten Schneider, eine beeindruckende Kutsche und natürlich eine Wohnung im richtigen Viertel. Man muss zuerst Geld investieren, um dann reich heiraten zu können oder zumindest der repräsentable Liebhaber einer spendablen Frau zu werden. Da wird mit großen Summen geprasst, wo man anschreiben lassen kann, und bei Kleinigkeiten geknausert, wo man sofort bezahlen muss.

Da ich selbst noch nicht die Ehre hatte, in der prassenden Gesellschaft zu verkehren, weiß ich nicht, ob man auch heute dort noch so unvernünftig Schulden macht. Aber das meiste Menschliche, das Balzac hier beschreibt, hat sich nicht geändert. Sehr treffend sind auch seine Schilderungen der Pension Vauquer und des zwischenmenschlichen Miteinanders dort.

Hier die Beschreibung des Speisesaals: „Klebrige Anrichtetische stehen nebeneinander an den Wänden, bedeckt mit trüben bauchigen Flaschen und Stößen von Tellern aus grobem Porzellan mit blauem Rand, die aus Tournai stammen. Übereck steht ein Kasten mit nummerierten Fächern, hier werden die gebrauchten fleckigen Servietten der Pensionäre aufgehoben. Hier stehen auch Möbel, die allen im Wege, aber dennoch unzerstörbar sind, es sind die Überreste einer Zivilisation, die nicht aussterben kann. Hier sieht man ein Barometer mit ekelhaften, appetitverderbenden Bildern in schwarzen goldgerandeten Rahmen; ein mit Kupfer inkrustiertes Schildpattgehäuse; einen grünen Ofen, Zuglampen mit einer Kruste von Staub und Öl bedeckt; einen langen Tisch mit Wachstuch, das fettig genug ist, um einen übermütigen Externen zu locken, seinen Namen mit dem Finger darauf zu schreiben, wackelige Stühle,

armselige geflochtene Strohmatte, die sich stets verkrümmeln, ohne je zu verschwinden, elende Kohlenpfannen mit zerbrochenen Löchern und gelöstem Scharnier. Um eine Vorstellung zu geben, wie alt, brüchig, vermodert, zerfressen, wackelig, einarmig, einäugig, invalide und verfallen diese Einrichtung ist, bedürfte es einer eingehenden Beschreibung, aber sie würde diese Geschichte gar zu sehr belasten und eilige Menschen würden sie nie verzeihen. Der Fußboden strotzt von Beulen und Löchern. Hier herrscht Not ohne jegliche Verkittung, eine sparsame, verdichtete, schäbige Not. Wenn sie sich noch nicht in Schmutz auflöst, so hat sie doch Flecken, wenn sie weder Löcher noch Flecken hat, so zerfällt sie doch in Fäulnis.“

Ganz aktuell fand ich auch, was Balzac über den Unterschied schreibt, den Menschen zwischen Fremden einerseits

Nicht schön ist das hier: „Betrachten Sie Männer und Frauen wie Postpferde, die bei jeder Station verrecken können, und Sie werden den Gipfel Ihrer Wünsche erreichen. [...] Sollten Sie ein echtes Gefühl haben, so verbergen Sie es wie einen Schatz; zeigen Sie ihn niemand, es wäre Ihr Verderben.“

Natürlich gibt es in dieser Geschichte auch gute Menschen, die anderen helfen und Mitgefühl haben. Doch leider: „Reine Seelen halten es nicht lange in der Welt aus. Wie sollten große Gefühle mit dieser kleinlichen, oberflächlichen, gemeinen Gesellschaft zusammengehen?“ Balzac lässt einem wirklich keine Illusion mehr übrig!

„Das Mädchen mit den Goldaugen“ desselben Autors ist ein schlimmes Werk schrecklichsten Kitsches. Liebe auf den ersten Blick, schwülstige Dialoge und

Briefe, heimliche Sexspiele, uneheliche Kinder und Halbgeschwister, die nicht voneinander wissen, weitschweifige von Substantiven getragene Grübeleien über die Menschen, und am Ende ein spektakuläres Blutbad und Enthüllungen. Oh weh! Nicht empfehlenswert.

Balzac fasste seine Bücher zusammen als „La Comédie Humaine“, die menschliche Komödie. Sie stellen ein Gesamtkunstwerk dar, das es sich zum Ziel gesetzt hat, die menschliche Gesellschaft vollständig und realistisch darzustellen, eine Art „Bestandsaufnahme der Laster und Tugenden“, „die Geschichte der Sitten und Gebräuche“. „Die französische Gesellschaft wäre der Geschichtsschreiber, ich bloß der Sekretär.“ Mal sehen, ob ich mir noch weitere Werke dieses Zyklus beschaffen kann und wie sie mir gefallen.

Andrea Herrmann

Lovely Books

Bei Lovely Books gibt es eine Aktion für Debütatoren: „Debüt“ bedeutet, dass der Autor bisher noch kein deutsches Buch in einem Verlag veröffentlicht hat und im Jahr 2014 sein erstes Buch in einem Verlag erscheint. Auch Romandebüts sowie das erste Buch unter eigenem Namen zählen.

Im Rahmen der Debütaktion werden Leserunden dieser Debütromane veranstaltet und die Bücher rezensiert. So erhält der Autor/ die Autorin direktes Feedback von erfahrenen Leser/innen und öffentliche Rezensionen.

Nähere Informationen hierzu gibt es hier:

<http://www.lovelybooks.de/thema/Deb%C3%BCt Autoren-2014-neue-B%C3%BCcher-entdecken-lesen-empfehlen--1075514619/>

500GRAMM – Journal für Literatur und Graphik

Diese Zeitschrift veröffentlicht moderne Prosa (oft ohne Großbuchstaben), Lyrik und Graphik. Die Juli-Ausgabe 2013 ist illustriert mit abstrakten Graphiken der ägyptischen Künstlerin Karima Badr. Dazu gibt es 13 Texte über Alltägliches und weniger Alltägliches: den humpelnden Husky am Pfandflaschenautomaten, Landschaftslyrik und eine Amerika-Rundreise. Auffällig viele Tiere tummeln sich hier: Hunde, Fische, Vögel (z.B. Mauersegler) und Grashüpfer. Es wird auch viel mit Farben gespielt: der herbstrote Himmel, die blaue Intuition, das graue Blau und blaue Grau, die farbigen Äpfel, der todgraue Hund und der weiße Echsenzahn. Insgesamt also ein farbenfrohes Leseerlebnis, das mit neuen Augen auf das Alte blickt.

4€, ISSN 2190-5835, www.500gramm.de

Lesung von Birgit Schäfer am Donnerstag den 03.04.2014 in Ludwigsburg

Die Sachsenheimer Autorin Birgit Schäfer las drei ihrer Kurzgeschichten. Sie ist Altenpflegerin und wurde 1956 in Wurzen bei Leipzig geboren. Die drei Geschichten entstanden aus ihren Recherchen zur Familiengeschichte, der Aufarbeitung der Vergangenheit ihrer Familie und damit auch ihrer selbst. Ahnenforschung mal anders! Da ging es um die Tante, die drei Tage in Bautzen verhört wurde, und um die Flucht der jungen Familie mit dem Zug über die Grenze aus der DDR in den Westen und die Zeit im Flüchtlingslager Marienfelde. Weitere Geschichten sind in Planung.

In der folgenden Diskussion ging es um die Mühsal des Schreibenlernens, insbesondere wenn man spät damit anfängt. Auch um destruktives Feedback, das man oft in Schreibgruppen bekommt, das manchmal am Thema vorbei geht, wenn nur die Marktfähigkeit eines Textes das Hauptkriterium für dessen Bewertung ist. „Mein Leben wird immer kürzer“, stellte Birgit Schäfer fest. Es bleibe immer weniger Zeit, um die Geschichten aufzuarbeiten und damit den eigenen Vorfahren und sich selbst ein wenig Unsterblichkeit zu sichern. Denn die Fotos der namenlosen Personen in den Alben werden späteren Generationen nicht mehr viel sagen.

Uns gefielen die authentischen Geschichten, die nichts beschönigen, aber auch nichts dramatisieren. Ich würde gerne mehr davon lesen, auch wenn wahren Geschichten natürlich immer ein wenig der belletristische Pepp fehlt und Fragen unbeantwortet bleiben müssen wie: „Was passierte der Tante während ihrer drei Tage in Bautzen?“ Was die Tante nicht erzählt hat, wird hier auch nicht erfunden. Fotos und andere Materialien aus der Recherche rundeten das Bild der Vergangenheit ab. Beispielsweise hatte ein Schulfreund der Tante später mehrere Bücher geschrieben. Sein Schicksal war eng verknüpft mit der Meinungsunterdrückung in der DDR und dem „Auslösen“ politischer Gefangener durch die Bundesrepublik.

So zeigten Birgit Schäfers Geschichten feinfühlig auf, wie Einzelschicksale mit der Geschichte und Politik verwoben sind und letztlich die Geschichte aus G

Lesung von Christin Norden am Donnerstag den 06.03.2014 in Ludwigsburg

Im März las bei „Sternmut-Literatur-Bunt“ die Ludwigsburger Autorin Christin Norden aus ihrem neuen Buch „Oma Nackich – Geschichten aus der Pflege alter Menschen“. Es sind hauptsächlich humorvolle, lustige Geschichten, die 2013 im „Worthandel-Verlag“ erschienen sind. Es geht dabei um ihre eigenen Erfahrungen während der Pflege ihrer Großmutter und ihres Großvaters.

Christin Norden, geboren in Flensburg, lebte in Spanien als Kolumnistin der „Mallorca-Zeitung“. Dies war ihre erste Lesung, aber das merkte man gar nicht. Es machte Spaß, ihr beim Vorlesen zuzuhören, und im Gespräch die Hintergründe der erzählten Geschichten kennen zu lernen. Dabei kamen auch weniger lustige Aspekte der Pflege zur Sprache.

Das Ziel des Buchs, anderen Menschen, die Angehörige pflegen, Mut zu machen und ihnen aufzuzeigen, dass es auch sonnige Momente dabei gibt, wird mit diesem Buch bestimmt erreicht. Das zeigt auch dessen Verkaufserfolg bei Amazon, wo das E-Book sich in der Rubrik „Pflege“ lange Zeit auf Platz 1 halten konnte. Erst nach diesem Erfolg im Internet fand sich für das Buch auch ein Verlag, der die aktuelle Druckausgabe herausbrachte.

Christin Norden: „Oma Nackich – Geschichten aus der Pflege alter Menschen“

worthandel : verlag, 2013

Taschenbuch, 92 Seiten

ISBN 978-3-935259-47-7

9,95 €

<http://www.worthandel.de/oma-nackich/>

Die Veranstaltung „Sternmut-Literatur-Bunt“ findet jeden ersten Donnerstag des Monats statt, ab 19:30 Uhr in der „Villa-Barock“, 71636 Ludwigsburg, Pflugfelder Straße 5. Der Eintritt ist frei. Informationen unter: www.sternmut.de

Blow my mind

Im schummrigen Licht an der Bar sitzen wir nebeneinander. Ein Freund feiert hier heute Geburtstag. Im Hintergrund läuft ruhig Musik. Er ist ein großgewachsener Sportstudent. Die Haare igelkurz, wie sein Stoppelbart. Wenn er mich anschaut, bilden sich Grübchen an seinen Wangen.

Er fragt mich etwas, während seine Hand ein Weizenbiertglas umfasst. Die Musik ist laut und hindert mich ihn zu verstehen. Um ihn besser zu hören, schaue ich ihn fragend

an, danach halte ich ihm mein Ohr entgegen.

„Trägst du immer solch extravagante Kleidung?“

„Extravagant?“ Ich zucke mit den Schultern. „Lust auf was Außergewöhnliches!“

„Soso“, er lächelt.

Plötzlich fasst er sich an die Brust.

„Was ist los?“ frage ich ihn erschrocken.

„Manchmal spüre ich mein großes Herz.
Es kommt aus dem Rhythmus.“

Blumewalds Testament

Ich befinde mich im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte.

Hier sind die letzten Worte, die letzten Wünsche.

Zunächst wäre da ein großer Bär. Er sitzt neben dem Bettpfosten. Ich habe den Maikäfer in seinen Schoß gelegt. Das tue ich immer, wenn ich auf unbestimmte Zeit von ihm getrennt sein werde. Sie warten sozusagen beide, neben dem Bettpfosten gelehnt. Von Zeit zu Zeit müsste nämlich einmal nachgeschaut werden, ob der Maikäfer nicht etwa aus des Bären Schoß gekullert ist, was durchaus vorkommen kann, wenn nämlich jemand unachtsam gegen den Bettpfosten stößt und der Bär zu schwanken beginnt.

Nun, dann ist da ja auch noch der Tannenklopfer hinten im Wald. Ihr wusstet es nicht, denn ich verbarg es vor euch, aber ich habe ihm auf dem Baumstumpf stets ein Stück Schokolade offeriert. Dies müsste fortgeführt werden. Meistens um die Mittagszeit herum. Man darf sich allerdings nicht umdrehen, sonst kommt er nicht und dann klopft er auch nicht auf die Tannen. Man darf auch nicht vergessen, dass es sehr wichtig ist, die Schokolade mit Blättern abzudecken, da sie ja sonst in der Sonne schmelzen würde.

Meinen Bogen und die drei besten Pfeile soll mein Lieblingsonkel Gustav erhalten. Ihr findet ihn wochentags aller Wahrscheinlichkeit nach in der Sparkasse. Dort ist er nämlich angestellt. Allerdings ist er es nur wochentags. Am Wochenende, so versicherte er mir, begeben er sich auf Safari oder ist zu Besuch bei anderen Heldenlegenden. Obwohl er sich manchmal auch wochentags auf dem

Kriegspfad befindet, wie er mir heimlich anvertraute, so halte ich es doch nicht für klug, ihm Pfeil und Bogen in die Sparkasse an den Schalter zu bringen. Seine Funktion des Kundschafters auf dem Kriegspfad verbietet ihm, das Inkognito zu brechen. Am besten wird es sein, ihm eine zusammengerollte Lederbotschaft

zukommen zu lassen, auf der steht, dass sie nur von Onkel Gustav höchstpersönlich zu öffnen sei. Darin sollte dann vermerkt sein, wo sich Pfeil und Bogen befinden, damit er sie sich dann selber holen kann. Das beste Versteck wäre einer der vielen Schirmständer am Eingang, dessen alte Schirme niemandem mehr zugeordnet werden können, wenn sie erst einmal dort abgestellt sind.

Mir verbleibt am Schluss angekommen nichts weiteres, als dass ich mich leichten Lächelns im Voraus bedanken möchte für alle unternommenen Ausführungen. Dazu beliebe ich aufrichtig und glücklich, euer Blumewald zu sein.

Bis bald.

Jonis Hartmann, geboren 1982 in Köln. Architekt, schreibt seit 1995. Seit 2007 Veröffentlichungen von Prosa und Lyrik in Zeitschriften wie EDIT, floppy myriapoda etc. und Anthologien wie Nordhessische Gegenwartsliteratur. 2011 romanino, ein historischer Kurzroman aus Rom im Chaotic Revelry Verlag Köln, 2013 Mondo kranko (Stories) im selben Verlag.

Die Schwalben sind wieder da

Hoppla! Erschrocken zog der alte Anzengruber Bauer den Kopf ein. Er wollte eben mit den Milchkanen aus dem Kuhstall treten. Was da knapp an ihm vorübersaute, war der Schwalberich Balduin.

Nun waren die Schwalben endlich wieder da, dieselben wie im Vorjahr. Der Bauer erkannte sie an ihrem Ruf. Tagtäglich hatte er auf seine lieben Gäste gewartet. Ihnen war aber das Wetter noch nicht schön genug gewesen. Darum blieben sie länger als sonst im heißen Afrika.

Ob der alte Schwalberich sein schmuckes Weibchen wieder bei sich hatte? Der Bauer schaute ringsumher. Natürlich! Da drüben auf dem Draht der elektrischen Leitung, da saß die Schwälbchen und spähte scharf zum Stall herüber.

Das Schwalbenpärchen wird doch dem Kuhstall nicht etwa untreu werden? Der Bauer zog besorgt die Stirn kraus. Da aber – husch! – wie dunkle Blitze sausen die beiden Schwalben in den Stall hinein und hängen auch schon festgekrallt am alten Nest.

Na also! Sie sind und bleiben treu, die Schwalben. Seit Jahren brüten sie in demselben Stall. Dem alten Anzengruber Bauern, der ganz allein hier heroben haust, wird auf einmal das Herz ganz jung und warm.

Er freut sich und riegelt das Stallfenster auf. Frische Frühlingsluft zieht mit den Schwalben ein in das muffige alte Gemäuer. Der Anzengruber Bauer setzt sich auf die Holzbank, zündet sein Pfeifchen an und lauscht dem Gezwitscher seiner lieben Gäste. Das Schwalbenpärchen ist so frisch und munter als wäre es nicht tausende Kilometer gereist, sondern nur einmal ums Haus geflogen.

Acht Tage lang vergnügen sich die beiden. Sie necken sich mit Krähen, Spatzen, Lerchen, sie stärken sich an den im Flug erhaschten Mücken und Fliegen. Sie

nehmen im Vorüberschießen ein kurzes Bad im Brunnentrog. Und schon schweben sie wieder schwindelnd hoch im blauen Himmelsraum.

Dann aber beobachtet der alte Bauer, wie das Schwalbenmännchen feuchte Erde zusammenklaubt. Er sieht, wie das Schwalbenweibchen Barbara Strohhalme von der Tenne aufliest.

Aha, die beiden bauen! Mit Speichel überzogen wird der Lehm Rand an Rand zur Wand getürmt. Ab und zu wird ein Haken hineingemauert. Wahrscheinlich war das alte Nest den Vögeln nicht mehr gut genug. Vielleicht lockt sie der frische Balken dort im Stallwinkel dazu, ein neues Nest zu bauen? Oder bauen sie vielleicht nur, weil es ihnen Spaß macht? Wer weiß es!

Einige Wochen später sitzt das Schwalbenweibchen schon fest auf seinen Eiern. Das Männchen Balduin ist rührend besorgt um seine kleine Frau und bringt ihr fleißig Futter. Nach dreizehn Tagen schlüpfen die Jungen aus. Nun hört das Zwitschern, Rufen, Locken und Singen den ganzen Tag nicht mehr auf. Das ist ein Betrieb im stillen Anzengruberhof.

Sogar die Kühe geben mehr Milch als sonst... Und wenn der Bauer abends vor der Tür sitzt, muß er an seine Mutter denken. Die hat oft gesagt: „Dort, wo Schwalben wohnen, ist auch das Glück daheim.“

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Bahn nach Recklinghausen

Uedem den 27.01.2014
Niederschrift eines Traumes
vom 25.01.2014

Meine alte Freundin hat mich eingeladen, mit ihr zu einem Konzert nach Recklinghausen zu fahren. Wir treffen uns am Bahnhof. Da sie recht klein ist, habe ich etwas Mühe, sie im Gewühl der Bahnhofshalle zu finden. Wir begrüßen uns herzlich. Dann hat sie ein Anliegen: „Du, Bernd, vor dem Konzert muss ich noch bei einem Bekannten vorbei. Er will einen Vortrag über neueste Erkenntnisse bei Diabetes halten, und hatte mich gebeten, seinen Vortrag noch einmal durchzulesen, ob alles verständlich ist. Den Vortrag will ich noch vorher abgeben.“

„O.K.“ meine ich, „Zeitreserve haben wir ja hoffentlich.“

„Ja, das schon, aber ich möchte dich bitten, den Vortrag in deinen Rucksack zu stecken. Der ist groß genug, und in meine Handtasche passt er nicht.“

Damit reicht sie mir einen großen, dicken, braunen Umschlag, auf den die Adresse eines Professor Dr. Dr. aus Recklinghausen geschrieben ist. Ich nehme meinen Rucksack ab, verstaue den Umschlag und ziehe den Rucksack wieder auf.

Wir gehen zum Bahnsteig. Der Nahverkehrszug steht schon bereit. Der Rollmaterialmangel der deutschen Bahn scheint sehr schlimm geworden zu sein. Am Ende des Zuges, hinter den üblichen Nahverkehrswagen, sind einige sehr heruntergekommene Schnellzugwagen aus den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts eingestellt. Noch in Dunkelgrün, die alten Reichsbahnlogos sind nur notdürftig mit dem DB Logo übermalt. Im Schräglicht erkennt man noch den Reichsadler.

Der Zustand der Wagen ist erbärmlich. Die Faltenbälge an den Übergängen zwischen den Wagen sind teilweise zerfallen, gelegentlich sind auch fehlende Fenster mit uf

Brettern vernagelt und im Innern finden sich nur Holzbänke mit oft zerbrochenen Brettern in den Abteilen.

Aber der Zug ist brechend voll, und so sind wir froh, überhaupt Sitzplätze zu bekommen. Weil das Gepäckfach über den Sitzen weggebrochen ist, halte ich meinen Rucksack auf dem Schoß. Die Abfahrt des Zuges verzögert sich aber. Mit einer guten Viertelstunde Verspätung geht es erst los, und auch dann nicht sofort, weil der Zug noch im Bahnhofsvorfeld herumrangiert wird, bevor es auf die Strecke geht.

Auch auf der Fahrt sind ständig Unterbrechungen. Es gibt jede Menge Baustellen mit Langsamfahrstellen und Streckenposten, die laut dröhnende Hörner auf Pressluftflaschen betätigen, um die Arbeiter zu warnen. An einer Behelfsbrücke über einen Kanal wird die Strecke sogar eingleisig, und wir müssen warten, bis ein langer Kohlenzug von einer grasgrün gestrichenen Werksbahnlokomotive an uns vorbei durch die Engstelle gezogen worden ist.

In einem Bahnhof steigt eine Gruppe junger Leute zu. Vermutlich alles Auszubildende in einem Gesundheitsberuf. Sie sind alle weiß gekleidet und unterhalten sich über entsprechende Themen, wenn sie nicht gerade laut herumpöbeln. Joints und Schnapsflaschen machen die Runde. Zwei Abteile weiter tönt laute Musik aus einem GheU[mi aÄU[

Kopfnicken von ihm steckt ihm eine davon einen dicken Joint in den Mundwinkel, die andere zündet diesen mit einem Feuerzeug an. Er schließt die Augen und macht ein paar genüssliche tiefe Züge, wobei er den Rauch durch den anderen Mundwinkel in das Abteil bläst. Währenddessen fährt der Zug weiter.

Wieder eine Baustelle. Laut dröhnt das Horn des Streckenpostens als wir vorbeifahren. Der weiße Hüne von gegenüber öffnet die Augen und lehnt sich vor. Provozierend bläst er mir den Rauch ins Gesicht. „Ey, du, was ist in deinem Rucksack?“

„Kleinkram, ein Pullover und ein Regenumbrella falls es regnet.“

„Und das Braune?“

„Ach, ein Umschlag mit einem Vortrag. Ist nicht meiner. Den hab ich nur in Verwahrung.“

Er blickt zu meiner Freundin. „Ey, sowas Hässliches bumst du? Bist du so ein Versager, dass du nichts Besseres zum Bumsen findest?“

„Das lass mal ruhig mein Problem sein.“

„Ey, du, ich mach dir einen Vorschlag. Für den Umschlag kannst eine von meinen bumsen.“

„Nein, danke. Im Moment nicht.“

Die linke der Frauen öffnet ihre Bluse und lässt ihre Brüste hervorspringen, die rechte sagt mit einem überraschend dunklen, rauen Sopran: „Ich bin absolut spitze im Blasen.“

Er lacht. „O.K., du bist schlau im Verhandeln. Du willst beide. O.K.. Du kannst sie beide haben. Normal bekämst du so was ja nicht“

„Nein, danke. Im Moment nicht. Zwei wären mir erst recht zu anstrengend.“

Er lacht wieder, diesmal sehr dreckig.

„Entweder du bist schwul oder hältst dich für was Besseres. Das kann ich nicht ab.“

„Weder noch. Ich kann dir den Umschlag nicht geben. Es ist ja nicht meiner.“

Er beugt sich noch weiter vor, und bläst mir den Rauch mit einem Zischen ins Gesicht.

„Du weißt einfach nur nicht, was gut für

dich ist. Es ist ungesund für dich, den Umschlag nicht herzugeben. Der ist einfach zu viel für einen Versager wie dich.“

Er blickt zur Abteiltüre. Dort stehen zwei ebenfalls weiß gekleidete Typen mit Glatze im Gang. Einer spielt mit einem Butterflymesser.

Währenddessen fährt der Zug in einen Bahnhof ein. Ein voll mit Leuten und Gepäck bestandener Bahnsteig saust vorbei. Der Zug ist etwas schnell.

„Du kleiner Wichser willst hier auf standfest machen. Du wirst sehen, was das für eine scheiß Idee ist.“

Er nickt mit dem Kopf, und der Glatzkopf ohne Messer greift nach meiner Begleitung. In dem gleichen Augenblick macht der Zug eine Vollbremsung, um noch am Bahnsteig zu halten. Alles fliegt durcheinander. Von den Leuten, die im Gang stehen, fallen die meisten hin. Auch der weiße Glatzkopf mit dem Butterflymesser fällt, und sticht im Fallen mit seinem Messer in die Seite des anderen Glatzkopfes. Der sackt mit einem Schrei zusammen. Überall ist Blut verspritzt.

In dem entstehenden Tumult gelingt es meiner Begleitung und mir, mitsamt Handtasche und Rucksack zu entkommen. Wir klettern über umgestürzte Passagiere und Gepäck im Gang, durch die Türe am Ende des Wagens auf den Bahnsteig. Auf dem Bahnsteig ist ebenfalls ein großer Tumult. Alles hastet umeinander und um große Gepäck- und Frachtkistenstapel herum. Obwohl ich bei einem kurzen Blick über die Schulter sehe, dass auch einige der Weißgekleideten aus dem Zug klettern, können wir auf den Bahnhofsvorplatz entkommen.

„Wir nehmen ab hier am besten die Straßenbahn nach Recklinghausen“ sagt meine Bekannte. „Die Straßenbahnhaltestelle ist am anderen Ende des Parks. Wir müssen uns aber etwas beeilen.“

Auf der anderen Seite des Bahnhofsvorplatzes, der ruhig in der Sonne liegt, ist ein Park mit hohen, alten Bäumen. Ein grau geschotterter Fußweg führt hinein. Da

hinein laufen wir.

Der Weg führt sachte abwärts, während er sich zwischen den Bäumen hindurchschlängelt. Der Park ist sehr lang. Meine Begleitung kann etwas schneller laufen als ich und gewinnt Vorsprung. Währenddessen wird der Park schmaler. Auf der rechten Seite fließt nun ein großer Abwasserkanal in einem betonverkleideten Bett mit hohen, terrassierten, grasbewachsenen Uferböschungen. Auf der linken Seite ein Damm, auf dem eine Autobahn oder Schnellstraße verläuft. Der Vorsprung meiner Begleitung ist mittlerweile auf mehrere hundert Meter angewachsen. Der Autobahndamm hört auf und geht in eine Brücke über, die wiederum eine Brücke mit einer Bahnlinie überquert, die den Abwasserkanal und einen parallel verlaufenden Schifffahrtskanal überbrückt. Der Weg biegt nach links ab, zwischen den Pfeilern der Autobahnbrücke hindurch. Dort gerät mir meine Begleitung aus den Augen.

Zu allem Überfluss reißt mir auch noch einer der Gurte meines Rucksacks, so dass ich diesen beim Laufen in der Hand halten muss, was mich etwas behindert. An der Wegbiegung angekommen ist von meiner Begleitung nichts zu sehen. Der Weg schlängelt sich immer weiter abwärts, um die Pfeiler der Autobahnbrücke herum. Dann durch einen schmalen, tunnelartigen Durchlass unter der Bahnstrecke hindurch. Auf der anderen Seite des Bahndammes Gärten, die zu einer Häuserzeile gehören. Über einen Kinderspielplatz und durch eine Durchfahrt zwischen den Häusern führt der Weg auf eine breite Straße. In der Mitte der Straße Straßenbahnschienen und eine Verkehrsinsel mit einer Haltestelle. Es ist dichter Autoverkehr. Meine Begleitung ist nirgendwo zu sehen. Als eine Ampel rot wird und eine Lücke im Verkehr entsteht, überquere ich die Straße hin zur Haltestelle.

Ich sehe mir den Fahrplan an. Tatsächlich: Von hier kommt man auch nach

Recklinghausen Hauptbahnhof. Aber die Straßenbahn ist gerade weg, und die nächste fährt erst in 30 Minuten. Ich ärgere mich etwas über meine Begleitung. Die hätte ja mal warten können.

Also stehe ich alleine auf einer Verkehrsinsel an einer Straßenbahnhaltestelle an einer Hauptstraße in der Sonne und warte. Ungefähr zwei Minuten bevor die Straßenbahn kommt, füllt sich die Verkehrsinsel mit Leuten. Ein buntes Gemisch: Arbeiter in Blauzeug. Angestellte in Anzug und mit Aktentasche. Eine Gruppe Kinder mit einem Fußball. Frauen und Männer mit Einkaufstüten oder Kinderwagen oder beidem. Ein Priester in Soutane. Zum Schluss eine große Gruppe Jugendlicher. Bunt und sommerlich gekleidet. Sie haben Taschen mit Badezeug dabei.

Nun kommt die Straßenbahn. Eine heruntergekommene amerikanischen Güterzuglokomotive mit verwinkelten, kantigen Aufbauten zieht eine Reihe alter beige-gelber Straßenbahnwagen mit Werbeaufschriften für Schnaps und Waschmittel. Ganz zum Schluss ein Niederbordwagen mit einer Palette Pflastersteine, einer Palette Zementsäcke und einem großen Sandhaufen. Die Lokomotive hat einen hellblauen, verblichenen Anstrich, der viele Roststellen aufweist. Am Motorraum fehlen einige der Abdeckbleche, was dort einen Blick auf den verdreckten und verölten Motor und einige Aggregate erlaubt.

Ich bemerke, dass sich jemand an meinem Rucksack zu schaffen macht. Eines der Kinder aus der Gruppe mit dem Fußball hat sich herangeschlichen und versucht, den Rucksack mit einer Rasierklinge aufzuschlitzen.

Als das Kind bemerkt, dass ich es bemerkt habe, springt es davon und auf die Straße. Bremsen kreischen, Hupen ertönen. Aber es kommt glimpflich davon. Es wird zwar

von einem Auto zu Boden gestoßen, steht aber sofort wieder auf und rennt weiter. Ich sehe es auf der anderen Seite der Fahrbahn zwischen den Häusern verschwinden.

Ich schaue nach meinem Rucksack. Mein Pullover quillt schon heraus, aber sonst ist noch alles da. Vor allem der Umschlag. Ich benutze den zerrissenen Schultergurt, um den Schnitt zuzubinden.

Wegen dieser Aktion habe ich vergessen, mir einen Platz auf der Straßenbahn zu sichern. In die Straßenbahnwagen komme ich nicht hinein. Die waren schon zu Anfang voll. Alle anderen Leute sind entweder auf den Niederbordwagen oder das Umlaufblech der Lokomotive geklettert. Der Lokführer winkt mir ungeduldig zu. Also klettere ich ebenfalls auf das Umlaufblech der Lokomotive. Zum Glück ist dort auch eine Haltestange. Meine Mitfahrer betrachten alle interessiert meinen Rucksack, den ich in der Hand halte.

Die Straßenbahn fährt los. Dicke, schwarze Wolken kommen dabei aus den Auspufföffnungen oben auf der Diesellock. Es riecht nach Diesel und heißem Schmieröl. Nach einigen hundert Metern entlang dieser Hauptverkehrsstraße in einer Vorstadt irgendwo im Ruhrgebiet biegt die Straßenbahn nun an einer Weiche ab. Die Trasse führt jetzt hinter den Häusern durch Gärten und ist holperig. Es folgt ein verlassenes Fabrikgelände, wo die Straßenbahn über rostige Weichen rumpelt. Dann kommen wir zum Rhein-Herne-Kanal. Eine Zeitlang geht es nun am Kanal entlang. Dann wird die Straßenbahn langsamer und hält schließlich.

Der Lokführer ruft mit einem Megaphon aus dem Fenster der Führerstandtür: „Wegen Unterspülung ist die Strecke unterbrochen. Wir enden hier. Bitte warten Sie auf den LKW, der Sie zur anderen Seite der Unterbrechung bringt.“ Ich blicke die Strecke entlang. Tatsächlich. Einige Dutzend Meter vor der Lokomotive ist die

Böschung abgerutscht und in den Kanal gefallen. An einigen Stellen ragen Schienenstücke mit Schwellen wie Gerippe aus dem Wasser. Alle steigen aus den Straßenbahnwagen, vom Niederbordwagen oder der Lokomotive. Ich folge.

Das Kanalufer ist hier mit Sand zu einem Strand aufgeschüttet worden. Plastikpalmen stehen herum und Stände, an denen Erfrischungen verkauft werden. Eine Band spielt Reggae Musik. Etwas fällt zu Boden. Der zugebundene Schnitt an meinem Rucksack hat sich geöffnet. Der Umschlag ist herausgefallen. Ich bücke mich danach. Aber ein junges Mädchen, vielleicht 16, mit langen schwarzen Haaren und in knallbunten Shorts und T-Shirt ist schneller. Sie schnappt sich den Umschlag. Ich greife nach dem Umschlag, aber sie weicht aus und hat den Umschlag auch schon geöffnet. Der Inhalt fasziniert sie. Sie beginnt zu lesen und ist abgelenkt. Das nutze ich, um ihr den Umschlag und den Papierstapel zu entreißen.

Ich stopfe die Papiere zurück in den Umschlag, und alles zusammen zurück in den Rucksack, den ich jetzt wesentlich sorgfältiger zubinde. Währenddessen haben Arbeiter angefangen, den Sand vom Niederbordwagen herunter zu schaufeln. Andere entladen die Pflastersteine und den Zement. Motorengedröhn ertönt. Durch die Büsche des Brachlandes wühlt sich ein Militär-LKW, ein alter, kantiger MAN-Fünftonner in Olivgrün mit einer Plane. Das Megaphon des Lokführers ertönt, der erzählt, dass der LKW der Schienenersatzverkehr ist.

Der LKW hält schräg auf der Kanalböschung. Jemand klappt die hintere Ladebordwand herunter. Ich kann erkennen, dass an der Ladebordwand Leitern sind, und auf der Ladefläche Bänke montiert sind. Als ich mich anschicke, dort hochzuklettern, merke ich, dass ich von meinem Rucksack nur noch ein auf beiden Seiten abgeschnittenes Riemenstück in der Hand habe. Ich blicke mich um, ob ich

Rucksack oder Umschlag irgendwo erblicken kann. Alles wimmelt durcheinander. Aber der Lokführer winkt mir von der Lokomotive. Ich laufe zu ihm. Er reicht mir aus der Lokomotive einen Reisekoffer herunter. „Du musst jetzt abhauen“, sagt er. „Ganz weit weg.“

Bernd Wiebus

Geboren 1962 in Duisburg-Beeck. 1980 Abitur, anschließend Lehre als Energieanlagenelektroniker in der Stahlindustrie. Später E-Technik-Studium. Diplom 1995 in Duisburg. Arbeitet als Servicetechniker für OES und XRF Geräte. Wohnt seit 2002 in Uedem. Schreibt gelegentlich in der Freizeit Prosa. In letzter Zeit aber eher Sachtexte (z.B. über die Software KiCAD).

Marsleben

Das Schiff war eben auf dem Mars gelandet. Vom Landepunkt bis zur Station waren es gut zwei Kilometer. Dazwischen verkehrte das Marsmobil, von vielen Ländern gebaut und von den USA auf den Mars gebracht.

Man hatte eben begonnen, den Mars zu begrünen. Rückschläge waren inbegriffen. Die meisten Pflanzen befanden sich noch in Gewächshäusern. Man wollte sie und den Planeten langsam akklimatisieren.

Mc Alister, fünfzig Jahre alt, und Parson, einsiebziger groß, hatten Verstärkung von der Erde erhalten. Ein Forscherehepaar war gekommen, um nach den Robotern „Opportunity“ und „Spirit“ zu sehen, die Anfang des 21. Jahrhunderts hier gelandet waren. Jetzt war es vierzig Jahre später.

Bei dem Paar handelte es sich um Roberta

getan. Seitdem man die Umstellung der Automobile auf alternative Energien vorangetrieben hat und auch den Ausstoß der Industrie entscheidend verringert hat, hat sich das Klima stabilisiert. Die meisten Länder haben ihre Kernkraftwerke abgeschaltet und sind zu alternativen Energien übergegangen.“

„Und was ist mit den ehemaligen sowjetischen Republiken?“ fragte Parson.

„Die sind jetzt selbständiger und in Russland ist man schon lange demokratischer geworden“, antwortete Frau Gonzales. „In den meisten Dingen hat das Volk jetzt Mitspracherecht! In Moskau wurde sogar der Präsident durch Volksentscheid abgesetzt.“

Mc Alister trank seinen Tee mit einem Schluck leer, dann schenkte er sich nach.

„Nehmen Sie ruhig“, sagte er, „aber erzählen Sie weiter.“

Herr Gonzales berichtete über die letzten Neuerungen des Internets und der Computer. So waren die Heimcomputer jetzt so groß wie ein Handy Anfang 2010, nur mit sehr viel mehr Leistung und Funktionen. Im Internet konnte man die Werke der meisten Autoren lesen, wenn man dafür zahlte.

Mc Alister und Parson hörten gespannt zu.

„Neulich ist meine Frau von einem Schwarm von Insekten angegriffen worden“, begann Gonzales, „erst später stellte es sich heraus, dass es sich um Drohnen einer Spionagegruppe handelte. Meine Frau konnte aber entkommen.“

Er blickte seine Frau an und sie lächelte.

„Ja, Spionage wird es wohl immer geben“, meinte Parson und alle vier stimmten zu.

„Aber fahren Sie fort“, sagte Mc Alister.

Gonzales berichtete, dass man nun Träume auf Monitoren sichtbar machen konnte. Mc Alister nickte.

„Da war man damals schon dabei, es zu entwickeln. Aber Sie wollen sich sicher ausruhen. Nachher zeige ich Ihnen die Pflanzen, die wir hier züchten.“

Er wies dem Ehepaar einen Raum zu, wo sie sich ausruhen konnten, und zog sich dann zurück.

Herr und Frau Gonzales hatten kurz geschlafen und betraten den Arbeitsraum, in dem sich Mc Alister befand.

„Hoffe, Sie haben gut geschlafen. Parson ist bei den Pflanzen, da können wir hin und sie begutachten. Sie sind sein ganzer Stolz!“

Durch einen Tunnel betraten sie ein luftdichtes Treibhaus. Parson war dabei, etwas zu notieren.

Als die drei vor ihm traten, blickte er auf.

„Da seid ihr ja. Zuerst einmal zeige ich Ihnen die Moose, die wir gedenken, eines Tages ohne Gewächshaus wachsen zu lassen. Sie sind sehr widerstandsfähig und produzieren jede Menge Sauerstoff. Zusammen mit den anderen Pflanzen wird es uns wohl in der Zukunft gelingen, eine Atmosphäre auf dem Mars zu erzeugen.“

Parson war Professor der Biologie und wusste, wovon er sprach. Er führte die kleine Gruppe weiter und erklärte diese und jene Pflanze.

„Wir haben ja noch mehr Treibhäuser hier, aber es wäre zu umfangreich, sie alle zu besichtigen. Daher beschränken wir uns auf dieses Gewächshaus.“

„Was ist eigentlich aus dem Vorhaben geworden, die asiatischen Länder zusammen zu schließen?“ fragte Mc Alister.

„Sie bewegen sich weiter aufeinander zu, unter Einschluss Nord- und Südkoreas“, antwortete Herr Gonzales, der dicht bei Mc Alister stand.

„Vielleicht gibt es ja bald die ‚Eine Welt‘“, meinte Mc Alister.

Herr und Frau Gonzales stimmten ihm zu.

„Zeit zu Abend zu essen“, sagte er und sie begaben sich zurück in das Hauptgebäude. Parson folgte ihnen, nachdem er noch ein paar Eintragungen gemacht hatte.

Das Abendessen bestand aus Dingen, die das Ehepaar von der Erde mitgebracht hatten. Da gab es Lachs und Krokette, die Mc Alister zubereitete, dazu echten Champagner aus Reims. Während das Ehepaar schlief, hatten Mc Alister und Parson das Raumschiff entladen. Sie ließen

es sich munden. Dabei unterhielten sie sich weiter über das Leben auf der Erde.

Frau Gonzales berichtete, dass die afrikanischen Staaten nun auch enger zusammen arbeiteten.

„Sie schaffen eng auf dem Gebiet der Bewässerung zusammen“, sagte sie.

„Und die Arktis?“ fragte Mc Alister.

„Durch gegenseitige Abkommen hat man den Abbau der Bodenschätze reduziert und achtet nun auch mehr auf den Bestand der Tierwelt wie Eisbär und Pinguine.“

„Nur die Erdbevölkerung wächst, man hofft aber, dass man in Zukunft das Sonnensystem bevölkern kann, zumindest den Mars und die großen Monde der großen Planeten. Und eine strenge Geburtenregelung wird durchgeführt.“

Herr Gonzales hatte sein Mahl beendet und legte das Besteck beiseite.

„Und das Problem der Nahrungserzeugung ist da noch. Aber man hofft es zu lösen. Der Regenwald wird auch wieder aufgeforstet.“

„Sie kriegen ja auch bald hier Verstärkung“, sagte Frau Gonzales und schaute Mc Alister an.

„Allerdings, bald kommen einige Paare hoch, die hier siedeln werden. Die Bauten werden schnell in Fertigbauweise errichtet sein. Sie sind die ersten, der Vortrupp sozusagen.“

Frau Gonzales lächelte.

Sie tranken noch Champagner und gingen dann zu Sherry über. Bald übermannte sie die Müdigkeit und sie gingen schlafen.

Am nächsten Marstag waren alle früh wach. Heute galt es, die beiden Roboter zu inspizieren. Mc Alister wollte das Ehepaar fahren, während sich Parson um Gewächshaus und die Station kümmerte. So fuhren die drei am Morgen los und fanden auch bald „Opportunity“, die sich im Marsboden festgefahren hatte. Sie war mit keiner Staubschicht überzogen, denn die Winde auf dem Mars hatten sie wohl immer wieder frei geblasen.

„Ihre Nachfolger werden sie wohl bergen“, sprach Mc Alister über Sprechfunk und Gonzales erwiderte: „Bestimmt.“

Sie machten sich zu „Spirit“ auf und stellten nach einigem Suchen fest, dass die Batterien ausgefallen war. Aber man brauchte sie nicht mehr und Mc Alister stellte sie ganz ab.

„Dasselbe wie bei dem anderen“, sagte Mc Alister nur kurz.

Nach diesen Ausflügen fuhren sie zurück zur Station. Das Ehepaar Gonzales genoss die braune Marslandschaft.

Mc Alister und Gonzales machten ihre Aufzeichnungen, während Frau Gonzales sich zu Parson begab und sich mit ihm austauschte. Er zeigte ihr dies und das, und auch sie machte sich Aufzeichnungen.

Schließlich war es Zeit zum Abendessen und es war Zeit, Abschied zu nehmen. Schon am nächsten Tag sollten die Gonzales wieder starten. Mc Alister würde sich die Nacht um die Ohren schlagen, um das Raumschiff für den Rückflug zu checken.

So begaben sich die Gonzales zu Bett. Mc Alister fragte noch nach den Mondstationen und Gonzales antwortete, dass man unter Unterstützung von der ISS daran arbeitete. Dann ging auch Mc Alister ans Werk und Parson setzte seine Aufzeichnungen fort.

Am nächsten Tag tobte ein Sturm auf dem Mars. Mc Alister hatte ihn nicht kommen sehen und war einigermaßen überrascht.

„Wir werden euch trotzdem weg kriegen“, sagte er, als alle vier beim Frühstück saßen. Und tatsächlich, nach einiger Zeit ließ der Sturm nach.

Dann war es Zeit zum Abschiednehmen und sie umarmten einander. Die Gonzales zogen ihre Raumanzüge an und Parson brachte sie zum Schiff. Mc Alister war auch mitgefahren.

Dann erreichten sie das Schiff und das Ehepaar gelangte hinüber. Die beiden Marsbewohner sahen ihnen nach und winkten, wobei Mc Alister verstohlen eine Träne wegwischte.

Das Schiff hob ab und gewann bald an Höhe, um dann ganz dem Gesichtsfeld der beiden zu entschwinden. Der Weltraum hatte sie wieder.

„Ihr bekommt ja bald wieder Besuch“,
funkte Gonzales hinunter.
„Hoffentlich auch so netten“, meinte Mc
Alister.
„Ich denke schon. Also – so long.“
„So long“, funkten Alister und Parson.
Das Raumschiff war nun nicht mehr zu
sehen.

Karl Farr
1954 in Leer/ Ostfriesland geboren,
Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen,
schreibt seit 1979 Gedichte und
Kurzerzählungen, bisher verschiedene
Veröffentlichungen, Lesungen und
Fotoausstellungen, die Kurzgeschichten-
sammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Fenster

Fenster der Einblicke, Ausblicke, Durchblicke.
Galerien der Eitelkeiten
verschlossen, offen, angelehnt.

Der Schmutz des Alltags setzt sich fest.
Blütenstaub gibt ihnen etwas Farbe,
der Regen lässt mal wieder auf sich warten.

Sturm lässt sie erzittern, ächzen, Alarm schlagen.
Dann peitscht der Regen, klopft und prasselt,
Melodien erklingen.

Ein Konzert der besonderen Art
bringt die Fenster zum Weinen,
Regentropfen tränengleich seilen sich ab.

Sonnenstrahlen brechen sich an den Gittern der Knastfenster,
werfen Schatten auf die kalten, grauen Bodenplatten.
Geben Mut, spenden etwas Wärme.

Im Winter Eisblumen blühen,
heißer Atem lässt sie erglühen,
erlauben einen kurzen Blick nach draußen.

Angelika Schranz
geb. am 15.01.1955 in Marburg an der Lahn, wo ich auch heute noch mit meiner Familie
lebe. Ich schreibe Lyrik, Prosa und Kindergeschichten. Mehrere Veröffentlichungen im Epla-
Verlag, in der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, Frankfurter Bibliothek Brentano
Gesellschaft, in verschiedenen Anthologien, zuletzt in der Lyrik-Bibliothek Literareon, im
Czernik-Verlag Lyrik heute und in der Zeitschrift Veilchen.

Uhrwerk

Ich bin im Uhrwerk geboren,
mein Herz ist ein Getriebe.
Ohne Fahrplan bin ich verloren!
Oh! Wie ich den Pulsschlag liebe!

Puls heißt mein Pendel individuell,
denn ich bin aus Fleisch und Blut,
keine Maschine, eher rationell,
mit Gefühlen und Neigung zur Wut.

Trotzdem! Ohne Fahrplan? Nein!
Die Zeit ist mein Lebenselixier.
Die Zeitlosen sind der Erde Pein!
Oh Gott, mach' dass ich den Takt nicht verlier'!

So gehen für mich die Jahre dahin –
jetzt bin ich schon alt und welk.
Jung sein, jung sein, sagt mein Sinn,
doch morsch ist nun das Gebälk.

Oh! Wenn ich die Jugend sehe,
weiß ich, sie ist nicht reif!
Wenn doch ein Wunder geschähe,
wieder jung zu sein! Doch ich bin steif.

Jung und elastisch im Uhrwerk liegen,
frisch die Sprungfedern und der Pendelschlag!
Doch bald werd' ich zu den Ahnen fliegen,
obwohl ich diesen Gedanken nicht mag.

Ich bin im Uhrwerk geboren,
mein Herz ist ein Getriebe.
Mit der Zeit bin ich verloren!
Oh! Wie ich den Zeittakt liebe!

Martin Kirchhoff

geb. 1954 in Leonberg, schreibt Gedichte und Kurzgeschichten, zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, bisher vier Bücher und fünf Preise.

Schlussakkord

Sie beuten die Welt
so gut aus wie sie
nur können;
sie rafften die Welt
so gut an sich wie sie
nur können;
sie verbrauchen die Welt
so gut wie sie
nur können.

Sie glauben, sie können
immer weitermachen;
sie glauben, es würde
immer weitergehen,
sie glauben, es müsste
immer weitergehen.

Sie halten die anderen immer
als Ausrede hin; sie schieben
die anderen immer nach vorne;
sie benutzen die anderen immer
als Krücke.

Irgendwann merken sie, dass es
die Grenze des Wachstums gibt,
irgendwann merken sie, dass der
Betrug nicht durchzuhalten ist,
irgendwann merken sie, dass
es nicht mehr gegeneinander
weitergehen kann.

Dann verschlingen sie bereits Pasteten
aus Geldbündeln mit einer Soße aus
Hafenwasser; dann kochen sie bereits
Schuhe von Müllhalden mit einer
Flüssigkeit aus Sickergruben; dann
brechen sie bereits Abfallbehälter
der Krankenhäuser auf und braten
die Geschwüre; dann graben sie
bereits Tote aus den Friedhöfen
und essen das Fleisch direkt von
den Knochen; dann fangen sie
bereits die letzten Kinder von den
Straßen und frittieren sie; dann
erschlagen sie sich bereits
gegenseitig und grillen sich über
offenen Feuern.

Irgendwann ist die letzte Wade
gegessen, irgendwann ist die
letzte Kinderhand verschlungen,
irgendwann ist das letzte
Auge gefressen.

Schließlich richtet der Letzte
sich auf;
schließlich sieht der Letzte
sich um;
schließlich spuckt der Letzte
sich an.

Er sieht schweigend um sich
und stellt fest, dass nichts
mehr lebt, nichts
mehr steht, nichts
mehr lohnt.

Er öffnet noch einmal seinen Mund
und ruft nach dem Staat, den er so
energisch bekämpft hat; er sieht noch
einmal zum Himmel und ruft nach
seinem Gott, den er so energisch
verachtet hat; er greift noch einmal
an seinen Kopf und ruft nach der
Vernunft, die er so energisch
unterdrückt hat.

Er setzt sich hin und weiß, wer
die Schuldigen sind, wo die
Schuldigen sind, was zu
tun ist.

Nicolaus Nissen

*Jahrgang 1962, kaufmännische Ausbildung
und volkswirtschaftliches Examen sowie
seither zahlreiche Jobs. Er veröffentlichte
bisher Kurzkrimis, Kurzgeschichten sowie
Gedichte in verschiedenen Zeitschriften
und Anthologien, außerdem den Roman
„Die falsche Frau“ bei Mohland (ISBN
978-3-86675-126-2). Weitere Werke sind
als E-Book bei neobooks.com zu beziehen.*

Sonntagvormittag verkatert im Bett

Als der durchschnittliche österreichische Arbeitnehmer packe ich durchschnittlich vierzig Stunden Lebenszeit in eine durchschnittliche Arbeitswoche, ramme mir aus Gründen der Psychohygiene am Wochenende diverse Biere in die Marille und dazu womöglich auch den einen oder anderen Tequila, rauche Selbstgedrehte und was sonst da ist, übergebe mich währenddessen oder danach angelegentlich und liege dann an Sonntagvormittagen verkatert im Bett, wobei ich eher ablehnend durch meine gemieteten Fensterscheiben auf den Sonntag starre und dazu monströse Werke der Weltliteratur rezipiere.

Denn das als Tipp für euch, meine intimen Freunde: Große Werke der Literatur lassen sich am besten auf diese Art rezipieren: verkatert an Sonntagvormittagen im Bett. Bisschen Kaffee, schwarz, den man versucht, nicht auf die Matratze zu kippen, dazu der revoltierende Magen, der schwimmende Schädel, der blaustählerne Post-Ekstase-Blues, vage Erinnerungen an die letzte Nacht und was für einen peinlichen Arsch man aus sich gemacht hat: Man hat so einen völlig anderen Resonanzboden als nüchtern in der Stadtbücherei um vier Uhr Nachmittag.

Gibt wenig bessere Voraussetzungen für den „Zauberberg“ oder „Tauben im Gras“ oder Hermann Lenz.

Auf die Art habe ich zum Beispiel „Who’s Afraid of Virginia Woolf“ entdeckt und mir fast in die Hose gemacht dabei.

Auch große Teile des Gesamtwerkes von John Steinbeck habe ich solchermaßen rezipiert und einen sehr interessanten kleinen Roman von Georges Perec mit dem schönen Titel: „Die Dinge“.

Also meine Empfehlung: Erst saufen, dann lesen. Jedenfalls eine sinnvollere Sonntagsbeschäftigung als Staubsaugen oder mit der Gattin spazieren zu gehen und dabei die Nachbarschaftsgärten zu überwachen.

Meine jahrelangen empirischen Erhebungen zu diesem Thema haben außerdem ergeben, dass, wenn man NICHT zuhause aufwacht, (kann ja vorkommen)

verkatert an einem Sonntagmorgen, die Art und Beschaffenheit der Tapete in dem Raum, in dem man zu sich kommt, eine entscheidende Rolle für den weiteren Verlauf des Tages spielt.

Es empfehlen sich warme, eher dunkel gehaltene Farben mit beruhigender Wirkung.

Sehr schlecht sind helle und kalte Farben,

noch schlechter gar kreischend bunte Comicfiguren an den Wänden,
die einem vor den Augen zu tanzen beginnen
und am schlimmsten,
der Super-GAU quasi,
sind Verpflichtungen mit irgendwelchen Familienmitgliedern
(eigenen oder fremden),
sich zum Mittagessen einzufinden,
komme, was wolle.

Halbtot und eh nur zu einem Viertel anwesend
durch Bratensoße in Porzellanteller mit springenden Hirschen zu starren
und dabei Auskünfte über das Privat- und Berufsleben zu erteilen,
während man den Kotzreiz unterdrückt,
ist eine Erfahrung, die wirklich nicht
zu häufig sein muss,
vertraut mir.

Ja, genau.

Abgesehen davon gehe ich wählen, lese die Zeitung,
sehe manchmal auf dem rechten Auge verschwommen,
onaniere in Badezimmern, führe Telefongespräche,
gehe in Supermärkte einkaufen,
werde immer fetter und witziger,
versuche mit schwankendem Erfolg so was wie ein
Liebesleben auf die Reihe zu bekommen
und warte auf meine nächste Gehaltsvorrückung.

Die Unschuld des Narren ist
wie elf Schwäne im Sonnenuntergang
und die Orchidee unsterblich.

Danke
für die Aufmerksamkeit.

Johannes Witek

geboren 1981. Lebt in Salzburg. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien und „Was sie im Norden der Insel als Mond anbeten, kommt bei uns im Süden in die Sachertorte“, Gedichte und Prosa (Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2009), „Gebete an den Alligator und die Klimaanlage“, Schon wieder Gedichte und Prosa (Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2011), „Voltaire's Arschbacken“, Endlich ein Roman (Köln, Chaotic-Revelry-Verlag, 2013).

Z E I T UND RÄU M E

ANNA KLARA PETERS
geborne Frecher

* 04.11.1921
† 22.03.2003

„ZEHN JAHRE SCHEINEN ALS MAß EIN UNFASSBARES
WIR GEHN UND KOMMEN UND WIR KOMMEN UND GEHN
AM ANFANG DES NÄCHSTEN, EINES ELFTEN SEITDEM-JAHRES
BLEIBT UNERLÖSTES IM KRISENFELD DER EMOTIONEN STEHN

GIBT ES DAS VIELBESCHWORENE LEBEN NACH DEM TOD?
WENN JA: LÄSST SICH IM JENSEITS GUT UND BESSER LEBEN?
BLEIBT AUCH IM HIMMEL RAUM FÜR UNGEMACH UND SEELENNOT?
UND DÜRFEN LEUGNER KUNSTVOLLE KETZERGESPINSTE WEBEN?

WIR WÜNSCHEN DOCH UNSEREN LIEBEN NACH DEM STERBEN GUTES
NEBST SEELEN, DIE SICH ZELEBRIEREN ODER SICH GEBLÜMT ZIEREN
SIE ENTFERNEN SICH, OB LEICHTEN ODER SCHWEREN MUTES
VORWÜRFE, DIE SICH IM ABSEITS IHRE BRÖTCHEN SCHMIEREN

ZEHN LEBENSJAHRE RUDERN KREISEND IM QUADRAT
GEFÜHLE BINDEN SICH IHRERSEITS AN EHER UNBEKANNTE FRISTEN
PROBEN VERLANGSAMTES STUMMWERDEN IM SPAGAT
NENNT ES GEHEIMNIS ODER SCHICKSALSPISTEN‘

geschrieben
März 2013

Essen, Ruhr

ARNO
PETERS

Kennen Sie Buenos Aires, Herr Sternmut?

Wir sollten es direkt beim Wort nennen: Sternmut ist der normalen Sprache nicht würdig! Oder sagte er irgendwo, er *fühlt* sich ihrer nicht würdig? Er hängt doch „wie ein Verhängnis“ am seidenen Faden und spürt „mit aufgereihter Steinfront“, dass man bloss mit einem Stift in der Hand nichts (auch nicht den seidenen Faden, der ihm in die Halshaut wächst) durchtrennen kann (Fadenwürde, 63 + 65).

Wir sollten uns nichts vormachen, Herr Sternmut, geht es beim Schreiben – vor allem dann, wenn man Gedichte verfasst mit sehr viel Weiss auf jeder Seite – nicht darum, sich fast heimlich wie eine Zecke in die Haut des Lesers zu beissen, um mit einem gelungenen oder gefrässigen Wort sein Gift ganz langsam zu verspritzen? Und wenn wir Glück haben, wird aus diesem Gift ein kleines Geheimnis, das stets „nachbrennt“.

Vielleicht geben Sie mir ja recht. Aber ich werde den Verdacht nicht los, dass aus diesem Motiv heraus Ihr neuer Gedichtband „Nachbrenner“ heisst. – Sternmut schweigt. Hm. Also schlagen wir ihn auf. Und fühlen uns ihm plötzlich ganz nah, wenn er sagt, dass er auf den „Scheiterhaufen gerichtet“ zur Sprache drängt: „zur Sprache, die Wunde“. (Nachbrenner, 39)

Kommen Sie, Herr Sternmut, geben Sie es zu. Auch Sie schwören auf sich und lieben es (wenn Sie mal nicht beleidigt sind), „von Berlin bis Südamerika“ zu sprechen! Ich höre Sie, sehe fast Ihren Mund, wenn Sie mir zuflüstern: „im Herzzeitraffer ordnen wir die Welt“? (Nachbrenner, 76) Und verwünsche Sie insgeheim (liegt es an der Zecke), wenn Sie mir weiter das Ohr auslutschen. Ich blättere nämlich weiter. „Wir wollen sprechen, mit uns und dem Schnee, mit dem Schuh, der zur Spur wird, in die man uns legt.“ (77) Kennen Sie Buenos Aires? Oder wenn man manchmal

spricht zur Welt und aus sich laut heraus „Wort für Wort mit freier Zunge“ (ibid.)? Sternmut spielt nicht mit Brechtschen Verfremdungseffekten, wie dieser Eisele meint (Text hintendrauf). Beileibe nicht. Seine Worte sind gemeine Annäherungsversuche, die manchmal, wie erwähnt, in der Haut stecken bleiben. Vielleicht ist er im Leben auch so. Also ungeachtet der Texte, die vollends in einer Gleichung aufgehen: im sexuellen Rausch, in romantischer Hingabe und in so was wie Liebe.

Dann aber flüchtet Sternmut gleich wieder vor sich selbst. (Ihr Glück!) „Im Urin schiebt sich die Uhr über das Zittern des Stammbaums.“ (Nachbrenner, 100) Und man, zumindest ich, atme wieder auf/aus. Er ist doch nicht bei den heiligen Verstehern geblieben – und auch nicht bei denen, die bloss verstanden werden wollen.

Ich hoffe, Sie haben sich allmählich wund(e)gefeilt an Ihren Wörtern. Denn ich will mehr von den heimlichen Zeckenstacheln. O.K., dann eben auch mit dem ganzen Gesabber drum herum. Ich bin immer noch ganz (feucht) Ohr.

Lassen Sie mich mit einem Geständnis schliessen. Ich wollte von Anfang, vielleicht sogar von Angesicht zu Angesicht, ungerecht seyn, ungerecht gegen Sie, lieber Sternmut, und gegen Ihre seidenen Fäden. Aber auch gegen Ihre wort(ab)gewandte Verführungskunst. Vielleicht kann man sich nur gegen Sie..., Sie..., Sie Nachbrenner wehren, „bis das Wort gefriert an der Herzwand“ (129).

Ich fürchte, dass dieser Sternmut um seine eigene Gerechtigkeit längst (heimlich) weiss. Denn schon in *Nachtlichter* (2010) brannte er danach, zu entkommen: „aus mir, aus dieser Stimme, dieser Haut“.

Willi van Hengel

Rezension „Möge Allah dir Flügel verleihen – Per Liegerad durch die Türkei“ von Thomas Bauer

Von dem erfahrenen Reisebuchautor Thomas Bauer kannte ich schon sein Buch über seine Wanderung auf dem Jakobsweg, Das von ihm herausgegebene Buch „Zwischen Estland und Malta – Zwölf Autoren erkunden das ‚neue Europa‘“ hatte ich in der Veilchen-Ausgabe Nr. 6 (Juli 2004) besprochen und 2012 besuchte ich seine Lesung mit Foto-Vortrag über seine asiatische Fahrt mit der Fahrradrickscha. Nun also hat er die Türkei von İzmir nach Antakya in vier Wochen auf einem dreirädrigen Liegerad – einem Trike – durchquert. Das macht 1500 Kilometer, hauptsächlich bergauf und bergab: Hinter jedem Berg befinden sich weitere Berge. Diese Reise beginnt und endet damit, dass das Rad auf dem Postamt abgeholt und abgegeben wird. Jeweils muss es eigenhändig zusammengesetzt und wieder zerlegt werden. Gerade das Zurückschicken gelingt erst auf den dritten Versuch. Zwischen diesen Versandaktionen liegen endlose Straßenkilometer auf einem Trike, das sich im Vergleich zu einem normalen Fahrrad anfühlt wie der Unterschied zwischen einem Barhocker und einem Sofasessel. Ein wichtiger sicherheitsrelevanter Bestandteil des Gefährts ist der Wimpel, damit die Autofahrer auf Augenhöhe sehen, dass hier etwas fährt. Dieses Fähnchen spielt immer wieder eine wichtige Rolle und muss natürlich die türkische Flagge tragen, so die einhellige Meinung der Zuschauer. Da das Liegerad weniger Luftwiderstand bietet als ein normales, erreicht es in der Ebene leicht 30 km/h und bergab 75 km/h, also dem gefühlten Sturzflug. Damit kann man auch mal (bergab) motorisie

Der verrückte Deutsche auf dem seltsamen Gefährt wird innerhalb kurzer Zeit zur türkischen Berühmtheit. Handyfotos und Facebook machen es möglich. Überall wird er angesprochen, das Rad bewundert und betastet, und ihm Glück gewünscht mit Sprüchen wie „Allah möge dir Flügel verleihen.“ „Dort empfängt man mich in etwa wie den türkischen Staatspräsidenten Tagip Erdogan. Hände strecken sich mir entgegen, Daumen zeigen in die Höhe, Fotoapparate und Mobiltelefone werden gezückt. Ein Schwall Fragen und Hinweise, Rufe und Lachen ergießt sich über mich. Nach Yatagan, das sich fernab der Strände in eine geräumige Talmulde duckt, gelangen nur selten blashäutige Wesen auf neuartigen Dreirädern.“ So verwundert es nicht, als ihn ein Autofahrer anhält und sagt: „Ich kenne dich. Mein Bruder hat mir ein Foto von dir geschickt und du bist jetzt mein Hintergrundbild auf dem Handy!“

Mit Hilfe von Deutsch, Englisch und Türkisch, notfalls auch Zeichensprache, kommuniziert Thomas Bauer mit den Menschen. Wir erhalten gemeinsam Einblicke in türkische Wörter und Konzepte wie z.B. Keyif, das Nichtstun, die selbstgenügsame Kontemplation.

Zwischen sportlicher Anstrengung, Besichtigungen und Begegnungen findet Thomas Bauer aber auch zu sich selbst. Er meditiert beim Vorwärtskommen: „Erst in der Bewegung komme ich zur Ruhe.“

Schön fand ich auch die Landschaftsbeschreibungen, die durch Personifizierung von Wolken und Bergen lebendig werden. Ich mag diese bildhafte Sprache: „Das Wetter aber lässt sich nicht schönfärben. Die Erde schwitzt aus allen Poren, von überall her riecht es nach Nässe. Trauer überfällt die Wolken. Sie werfen sich schwarze Mäntel über und weinen sich an den Bergen aus, die ich gemeinsam mit Garfield erklimme. Wachteleigroße Tropfen platschen auf die Straße. Sie zeichnen Kunstwerke auf meine verstaubte Hose.“ Ergänzt werden

diese bildhaften Beschreibungen durch Farbfotos auf Hochglanzpapier in der Mitte des Buchs.

Beeindruckt hat mich persönlich die Hilfsbereitschaft, die Thomas Bauer überall begegnete. Ich musste mal durch eine Verkettung blöder Zufälle zwei Stunden lang mein Fahrrad durch Deutschland tragen. Da lernt man seine Mitmenschen gut kennen. Außer höhnischem Grinsen, zynischen Sprüchen und besserwisserischen Tipps, wie ich mein Rad am besten zu tragen habe, gab es keine Hilfe. Ich würde dasselbe Experiment gerne mal in anderen Ländern wiederholen wollen, vermute aber das Ergebnis bereits. Darum unterstütze ich Bauers Idee: „Vielleicht sollten wir nur vielgereiste Politiker wählen, die monatelang in einer fremden Kultur gelebt haben. [...] Wir würden staunen, wie gerecht der weltweite Wohlstand verteilt wäre und wie ernsthaft wir uns auf einmal für fremde Kulturen interessieren, wenn jeder von uns alle zehn Jahre seines Lebens für ein halbes Jahr woanders leben müsste, ohne vorab zu wissen wo.“

Thomas Bauer, 1976 in Stuttgart geboren, arbeitet für das Goethe-Institut in München. Ausgedehnte Reisen führten ihn auf alle Kontinente der Erde. Unter anderem umrundete er Frankreich per Postrad, fuhr mit einer Fahrradrickscha durch Südostasien und folgte der Donau in einem Paddelboot zum Schwarzen Meer. Mit einem Hundeschlittenführer zog er durch Grönland, im Himalaya beobachtete er einen der letzten frei lebenden Schneeleoparden. Seit zehn Jahren erzählt er in Reisebüchern von seinen Abenteuern.

Thomas Bauer: „Möge Allah dir Flügel verleihen – Per Liegerad durch die Türkei“
Drachenmond Verlag, 2014
Taschenbuch, 202 Seiten
ISBN 978-3-931989-89-7

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Glückseligkeiten“ von Gerd Egelhof

„Glückseligkeiten“ ist Gerd Egelhofs 26. Buch. Die 24 Kurzprosa-Texte kreisen rund um das Thema „Glück“, zumeist ums Liebesglück. Dabei bildet die schwäbische Kleinstadt die Hintergrundkulisse mit ihren Straßencafés, dem Tischtennisverein, seinen schnuckligen Innenstädten und Fußgängerzonen. Da wird die Bedienung im Lieblingscafé angehimmelt, ein Lehrer ist allseits beliebt, der Erzähler verliebt sich auf den ersten Blick oder wünscht der Tischtenniskonkurrentin Erfolg, mit Zufallsbekanntschaften gibt es Blickkontakt, Small Talk und Flirt. Mit der

falschen Frau kommt es sogar zu einer längeren Beziehung, die leider nicht hält, weil sie sich für einen anderen entscheidet. Auch die Erotik kommt nicht zu kurz. Aber: Lesen Sie selbst und stürzen Sie sich so ins Leben und Lieben.

Gerd Egelhof: „Glückseligkeiten“
Verlag make a book, 2014
Taschenbuch, 82 Seiten
ISBN 978-3-943054-44-6
www.gerd-egelhof.de

rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Die Erben der alten Zeit – Der Thul“ von Marita Sydow Hamann

Und hier endlich der zweite Band der Trilogie „Erben der Alten Zeit“ über Charlie, Sora und ihre Freunde. Obwohl Charlie am Ende des ersten Bandes von Oden, dem bösen Unterdrücker von Godheim und Vannaheim, vergiftet wurde, hat sie dank der Hilfe mächtiger Freunde überlebt. Doch sie kommt nur langsam wieder zu Kräften. Hier, im Mittelband der Trilogie, wird immer klarer, wie die Orakel zu verstehen sind, Freundschaften vertiefen sich, Charlie und ihre magisch begabten Freunde lernen immer besser, ihre Kräfte zu beherrschen – oder auch nicht („Ich schleudere mir doch nicht selbst einen Löffel an den Kopf!“). Leider läuft ihnen die Zeit davon, denn Oden besitzt nun Charlies Teil des Amuletts, und sucht die Erde mit seinen Gemeinheiten heim. Er arbeitet daran, auch diesen Planeten unter seine Herrschaft zu bringen. Dazu lässt er dort einen Fimbulwinter ausbrechen, der

Jahre dauern könnte. So hat er damals auch schon Godheim und Vannaheim unter seine Macht gebracht. Gleichzeitig schickt er eine Armee von Nidhöggs – vampirähnlicher Wesen – auf die Erde und macht dort Horrorgeschichten wahr. Dringend muss Charlie Sora finden, die Trägerin des letzten Drittels des Amuletts. Doch auf dieser gefährlichen Suche sind Odens Bäsärker und seine beiden Raben ihnen ständig auf der Spur und schrecken auch vor Mord nicht zurück. Unterwegs begegnen sie dem Thul (Geschichtenerzähler) Ragnar, der verbotene Geschichten über die alte Zeit zu erzählen weiß. Misstrauisch und verschlossen ist er, und das mit gutem Grund. Denn er ist nicht irgendein Thul, sondern der Thul, der die wichtigsten Geheimnisse in einer Tradition von 15.000 Jahren weitergibt, damit das Wissen, das für Odens Niederschlagung nötig ist, nicht

verloren geht. Er kann Sora sagen, wer sie ist. Warum Charlie einen Teil des Amuletts trug, bleibt jedoch offen. Und obwohl die Freunde allmählich immer mehr über Oden erfahren oder erraten, bleiben am Ende des Bands immer noch Fragen unbeantwortet. Ist Oden gar kein Raidho, sondern ein Betrüger? Ist er wirklich unsterblich oder trickst er nur, indem er längere Zeiträume in anderen Welten verbringt und deren Zeitverschiebung für sich nutzt? Manches wird sogar noch verwirrender. Das Orakel spricht von einem Reisenden, doch wir haben mehr als einen. Schließlich beziehen drei verschiedene Personen die Prophezeiungen auf sich. Wenn das mal keinen Ärger gibt!

Auch dieser Band ist wieder spannende Lektüre, in der sich eine komplexe Welt immer mehr vor uns entfaltet. Diese hält ständig noch neue seltsame Wesen für uns bereit wie die Marmenillen, Kentauren, Pegasuse, Flugsaurier und aggressive Saurierpferdchen. Zu guter Letzt sind uns einige Runen geläufig sowie deren symbolische und magische Bedeutung, wir kennen die heilende und sonstige Kraft von Pflanzen und Steinen sowie verschiedene Zaubersprüche. Somit ist der zweite Band eine ausgezeichnete Vorbereitung für das

Finale im dritten Band. Inzwischen hat Charlie eine Gruppe mutiger und vielfach begabter Freunde um sich geschart, doch genügt das? Können sie den mächtigen Oden wirklich bezwingen, der seit Jahrtausenden Godheim unterjocht? Wenn ja: Wie soll das gelingen? Als sie am Ende des zweiten Bandes beim magischen Turnier Oden auffielen und, in die Ecke gedrängt, einen Angriff auf ihn starteten, ging das schon mal gründlich schief. Denn Oden ist nicht allein, sondern hält seine Unterstützer und das ganze Land fest im Griff.

Diese Trilogie müssen Sie unbedingt lesen. Sie fesselt Leser/innen aller Altersstufen, ob Fantasy-Fan oder nicht. Es ist eines der Bücher, auf die man sich den ganzen Tag schon freut und wegen denen man abends länger liest als eigentlich geplant...

Marita Sydow Hamann: „Die Erben der Alten Zeit – Der Thul“
Grassroots Edition, 1. Auflage 2014
ISBN 978-3-9503658-9-4
Gebunden, 528 Seiten
19,80€

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Das Lächeln des Falken – Pfade der Hoffnung“ von Sabine Reiff

Dieser Roman ist der Beginn einer Serie. Ein echter Nackenbeißer, wie man auch am Titelbild sieht! Seit Jahren habe ich keinen Nackenbeißer mehr gelesen, fand es jetzt aber sehr lustig. Die Geschichte spielt 1723 in einer Vergangenheit von Jakobineraufständen, Todesurteilen und Freibeutern, also jeder Menge tödlicher Gefahren. Umso wichtiger und wohltuender ist es, dass es hier tapfere französische Ehrenmänner gibt, die einer Zufallsbekanntschaft aus einer

schmuddeligen Spelunke sofort gegen die blöden Engländer helfen. Dabei riskieren sie ihr eigenes Leben, um der flüchtenden Verräterin zu helfen.

Der Roman beginnt gleich sehr spannend, nämlich auf einem Schiff im Sturm, das zu sinken droht. Später wird geschossen, gefochten, gedroht und gemordet. Es fließt eine Menge Blut, aber dabei gibt es auch viel Raum für Mut und Heldentaten.

Dieser Roman enthält alles, was man an Nackenbeißern so liebt, auch wenn es nicht

so ganz realistisch ist. Aber welcher Roman bildet schon die graue Wirklichkeit getreulich ab? Außer den todesmutigen Beschützern gibt es hier auch lustige Wortgefechte unter Lebensgefahr, emanzipierte Frauen und irgendwie ist diese Welt allen Todesgefahren zum Trotz eine heile Welt, in der unsere Heldin ganz bestimmt nicht sterben kann. Wir brauchen sie ja noch für die nächsten Bände!

Leider nur ganz grob angedeutet wird die Vorgeschichte der Hauptperson Gwyneth. Wer ist sie, woher kommt sie, was hat sie getan? Es entsteht beim Lesen der Eindruck, man sei in die Serie erst bei Band 2 eingestiegen und habe einen ganzen Roman verpasst: die Flucht der Familie aus England, die Intrigen in den Kolonien und die Liebesgeschichte mit dem inzwischen verstorbenen Verlobten. Diese Vorgeschichte wäre eigentlich einen ganzen eigenen Roman wert gewesen. Tatsächlich gibt es die Vorgeschichte unter dem Titel „Dunkle Herzen“ als Kurz-Roman im E-Book-Format.

Der Roman hat sein eigenes Blog: <http://www.daslaechelndesfalken.blogspot.de/>. Dort finden Sie auch Mitschnitte ihrer Lesung am 1. Mai 2014 in Ludwigsburg

bei „Sternmut Literaturbunt“, wo ich sie kennen gelernt habe. Band 2 der Serie ist schon in Arbeit. Geplant ist eine Serie von vier bis fünf Romanen und Kurzromanen zu den einzelnen Figuren.

Sabine Reiff wurde 1968 geboren, ist verheiratet und lebt in der Nähe von Stuttgart. Es gibt von ihr außerdem auch „Dämonendämmerung – Die Auserwählte“ als Taschenbuch und E-Book bei Amazon. Aktuelle Informationen über neuere Bücher der Autorin und umfangreiche Leseproben gibt es auf ihrer Webseite <http://www.sabine-reiff.com/>. Sabine Reiff schreibt seit 2007 und hat zuvor 20 Jahre lang eine Werbeagentur betrieben. Mit ihrem ersten Buch erreichten sie eine Auflage von 1500 Exemplaren, was im Selbstverlag eine beachtliche Leistung ist. Außerdem schreibt sie gerade ein Kochbuch und spielt Theater in Mundart.

Sabine Reiff: „Das Lächeln des Falken – Pfade der Hoffnung“
E-Book, 331 Seiten

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Seltsame Tage - Eine gefährliche Reise“ von Martino

Der plötzliche und unheimliche Tod seiner jungen Frau Christine stürzt den Ingenieur Werner Caldenberg in tiefe Verzweiflung. Seltsame Träume und ein sicheres Gefühl führen ihn zu Angelika, mehrere hundert Kilometer entfernt, die auf die gleiche merkwürdige Weise wie er den Partner verloren hat. Sie werden von Außerirdischen entführt auf einen ungastlichen Planeten namens Zwielicht, auf dem sie ein für die Außerirdischen überlebenswichtiges, aber gefährliches Erz

namens Bakarium bergen müssen. Doch dies gestaltet sich schwierig und gefährlich, denn der Planet birgt Geheimnisse und Gefahren, mit denen wir Erdlinge nicht rechnen. Warum gerade Werner und Angelika? Sie haben durch eine Laune der Natur einen Stoff im Blut, der sie immun gegen die Strahlung auf Zwielicht macht.

Werner und Angelika, die beiden Hauptpersonen, wirken recht kühl. Da er Ingenieur ist und Angelika ehemalige

Bundeswehrosoldatin, passt das jedoch. Und was soll man schon tun, wenn man in so ein Abenteuer gestürzt wird? Heulen?

Wie so oft in Science Fiction Geschichten müssen, damit die Handlung den beabsichtigten Verlauf nimmt, ohne unglaubwürdig zu werden, viele technische und biologische Randbedingungen erfunden und aufeinander abgestimmt werden. Dazu gehören hier die verschiedenen Technologiestufen der Bakterien, die unterschiedliche Resistenz von Menschen gegenüber der Strahlung des Bakteriums und die Gebiete unterschiedlicher Strahlung auf Zwielicht. Dem Autor ist dies gelungen.

Ein Grammatiklektorat hätte sich noch gelohnt, denn gelegentlich sind „das“ und „dass“ verwechselt oder „sie“ und „Sie“. Außerdem könnte man öfter mal einen Punkt statt ein Komma machen. Aber

ansonsten ist die Rechtschreibung in Ordnung.

Alles in allem ein handwerklich ordentlich gemachter Science Fiction Roman, der den Leser fesselt. Die Hauptpersonen sind trotz ihrer Kühle realistisch und sympathisch. Und die eine oder andere Überraschung hält der Roman ja parat. Ich bin schon gespannt auf die Fortsetzung. Leider bricht die Handlung ja mitten drin ab! Fortsetzung folgt wohl in einem weiteren Band, der leider (noch?) nicht verfügbar ist.

MartinO: „Seltsame Tage – Eine gefährliche Reise“

<http://www.neobooks.com/werk/1761-seltsame-tage.html>

Veröffentlicht am: 02.11.2010

E-Book, 108 Seiten

Preis: kostenlos

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Keksbruch“ von Ferri Leberl

Diese Anthologie enthält 13 Kurztexte. Die Geschichten decken ein breites Themenspektrum ab, von den Tücken des Alltags bis zur Besiedelung des Weltalls. Es ist provozierend schlicht erzählt, um eine Naivität des Erzählers zu simulieren. So werden auch umgangssprachliche Wendungen wie „so wie wenn“ verwendet. Mein Lieblingszitat fällt, als beim Kongress der Internationalen Kartographischen Vereinigung eine Vermesserin zitiert wird: „Für sie gibt es eine natürliche Feindschaft zwischen Landvermessern und Kartografen: ‚Die Daten, die wir mühsam erfassen, generalisieren die uns wieder weg!‘“ Meine Lieblingsgeschichte ist die mit dem Titel „Rendezvous“. Es geht dabei um Raumschiffe, die von der Erde ausziehen,

um den Planeten Kepler-62f zu besiedeln. Natürlich ist 900 Jahre nach dem Start des ersten Modells die Technik viel weiter und kann größere und schnellere Schiffe bauen, die das erste unterwegs überholen werden, noch bevor das Ziel erreicht ist. Der Gag am Ende der Geschichte wird hier allerdings nicht verraten.

Ferri Leberl: „Keksbruch“

Taschenbuch, 28 Seiten

Buch: ISBN 9783735739155

E-Book: ISBN 9783735746153

BOD Books on Demand:

<https://www.bod.de/buch/ferri-leberl/keksbruch/9783735739155.html>

Rezensiert von Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	11.07.2014	31.07.2014	31.07.2014
Name	Peter-Härtling-Preis		Weihnachtliche Kurzgeschichten
Genre	Kinder- und Jugendliteratur (unveröff. Prosa)	Gedicht (unveröff.)	Kurzgeschichte (unveröff.)
Thema		Schloss	Weihnachten
Umfang	80-200 Normseiten	1 Gedicht pro Autor/in	Max. 20.000 Zeichen
Form	Deutschsprachig; für Leser/innen von 10-15 Jahren; ausgedruckt; anonym mit Stichwort; Name und Absender (Anschrift, Tel., E-Mail) in verschlossenem Umschlag, außen mit demselben Stichwort	Word-Datei, Name, Anschrift, E-Mail; Einsender versichert, die alleinigen Rechte am eingesandten Text zu haben, und erklärt sich mit der Veröffentlichung einverstanden	.doc oder .pap; mit Kurzbiografie (max. 5 Zeilen)
Preis	3000€ und Buchveröffentlichung	1.) 200€, 2.) 100€, 3.) Buchpaket für 50€; Veröffentlichung der besten 3 Gedichte in der Zeitung „Main-Echo“ und www.main-reim.de ; ausgewählte Werke an der „Haltestelle am Main“ für einige Wochen	Veröffentlichung in Anthologie zugunsten der Nachsorgeklinik Tannheim für chronisch kranke Kinder
Teilnehmer			
Veranstalter	Verlag Beltz & Gelberg	Verein zur Förderung der Dichtung am Untermain	
einsenden an	Peter-Härtling-Preis für Kinder- und Jugendliteratur, z. Hd. Frau Eva-Maria Kulka, Deckelmannstr. 17, D-63785 Obernburg	Einsendungen per E-Mail an redaktion@main-reim.de oder per Post an: Verein zur Förderung der Dichtung am Untermain, Bohlenweg 51, D-63739 Aschaffenburg	an lesefeder@freenet.de
nähere Informationen	Lektorat Beltz & Gelberg, Anette Riley, Tel.: 06201/6007-329, a.riley@beltz.de . www.beltz.de/haertling www.beltz.de/fileadmin/beltz/aktuelles/HaertlingPreis2015_Teilnahmebedingungen.pdf	http://main-reim.de/gww2014.php	http://lesefeder.de/wpr/?page_id=642

Datum	02.08.2014	17.08.2014	31.08.2014
Name	Fantasiewort-Literaturwettbewerb	Lyrikwettbewerb 2014	Perfekte Planeten
Genre	Unterhaltsame Kurzgeschichte oder Gedicht (unveröff.)	Gedichte	fiktionale und nichtfiktionale Texte aller Genres und Gattungen (Lyrik, Essays, Flash Fiction, Rezensionen, Comics, Interviews, Inserate, Berichte, quantenphysikalische Versuchsanordnungen etc.), veröffentlicht oder unveröffentlicht
Thema	Farben	frei	Perfekte Planeten
Umfang	Max. 4 Seiten; max. 1 Text oder 3 Gedichte pro Teilnehmer/in	max. 20 Gedichte	max. 5 DIN-A4-Seiten; nur 1 Werk pro Autor/in
Form	deutschsprachig, Schriftart Times New Roman oder Arial, Schriftgröße 12, Abstand 1,5; mit Name und E-Mail	mit Name, Adresse und E-Mail	Einsendungen müssen experimenteller Natur sein und am liebsten das rein Textliche überschreiten; Grafische Arbeiten in s/w, mind. 300 dpi; doc, docx, rtf, tiff, jpeg, bmp, png; mit Kurzvita (2-3 Zeilen), Name, E-Mail, Anschrift
Preis	Amazon Gutschein über 100€ / 50€ / 25€	Viele Bücher und Sachpreise, u.a. Veröffentlichung der Gewinnergedichte	kein Honorar, aber ein Belegexemplar der „Novelle #4“ im September 2014
Teilnehmer	Jeder ab 16 Jahren	in deutscher Sprache auch aus anderen Ländern	
Veranstalter			DIE NOVELLE – ZEITSCHRIFT FÜR EXPERIMENTELLES
einsenden an	per E-Mail an Farbverlag14“at“gmail.com	www.literaturpodium.de, Kennwort: Lyrik 2014	an autorenbonn“at“gmx.de mit Betreff „Novelle #4“
nähere Informationen	www.fantasiewort.com	www.literaturpodium.de	

Datum	30.09.2014	30.09.2014	30.10.2014
Name	Politisches Gedichte	Sword & Sorcery	Von Werwölfen und anderen Gestaltwandlern
Genre	Politisches Gedicht (unveröff.)	Kurzgeschichte (unveröff.)	Horror-Kurzgeschichte (unveröff.)
Thema	Politisch = alles, was über den eigenen Ich-Raum hinausweist und gesellschaftlichen Bezug erkennen lässt.	Quellen der Inspiration sollten Helden und Kriegerinnen im Stile von Conan der Barbar oder Red Sonja sein, ohne diese zu kopieren.	Gestaltwandler
Umfang	Max. 12 Gedichte pro Autor/in	auch mehrere Geschichten; pro Story 25.000-30.000 Anschläge inkl. Leerzeichen, d.h. ca. 13-17 Normseiten	15.000-50.000 Zeichen inkl. Leerzeichen; pro Autor/in max. zwei Storys
Form	Pro Autor alle Beiträge in einer Datei in rtf- oder doc(x); Kontaktdaten im Textdokument (nicht nur in Kopf- oder Fußzeile) und in separater Kurzbiografie (5-10 Zeilen)	bevorzugt als .doc- oder .rtf-Datei; mit Name und Adresse im Text	Times New Roman, 12pt, linksbündig, ohne Einzüge; jedes Manuskript mit Name, E-Mail, Anschrift und Titel der Story
Preis	Anthologie-Veröffentlichung in Print-Form und als E-Book; kein Honorar, aber Belegexemplar und Autorenrabatt auf weitere Exemplare	Anthologie-Veröffentlichung; kein Honorar, aber Belegexemplar und Autorenrabatt auf weitere Exemplare	kein Honorar, aber ein Freixemplar
Teilnehmer			
Veranstalter	Franziska Röchter (chiliverlag) und Jan-Eike Hornauer (Textzüchterei)	EMMERICH Books & Media	vss-verlag
einsenden an	chiliverlag@aol.de	books@markt-kn.de	mit dem Vermerk „Ausschreibung Werwolf“ an: vssinternet@googlegmail.com
nähere Informationen	Ausschreibungstext mit Bedingungen und Informationen zu den Herausgebern Franziska Röchter und Jan-Eike Hornauer sowie zum chiliverlag unter: www.chiliverlag.de und www.textzuechterei.de/autor.html .	www.emmerich-books-media.de/htm/26_de.html allg. Bedingungen: www.emmerich-books-media.de/htm/31_de.html #0	vss-verlag, Hermann Schladt, Walter-Hesselbach-Str. 89, D-60389 Frankfurt/ Main www.vss-verlag.de